

Dabeim



Ein deutsches Familienblatt mit Illustrationen.

Erscheint wöchentlich und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter vierteljährlich für 2 Mark zu beziehen.
Kann im Wege des Buchhandels auch in Heften bezogen werden.

XIV. Jahrgang. Ausgegeben am 31. August 1878. Der Jahrgang läuft vom Oktober 1877 bis dahin 1878. 1878. N^o 48.

Im Schatten erblüht.

Von Germanis.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Gel. v. 11. IV. 70.

Längst hatte ich aufgehört zu lesen, und noch immer starrte ich gedankenvoll auf die Blätter. Es wurde dunkel im Zimmer, ich merkte es nicht.

Mehr als sieben Jahre hatte ich mit dem Professor gelebt; jeit ich denken konnte, gehörte seine Erscheinung in den Kreis des Genohnten, und doch — wie wenig hatte ich ihn gekannt! Sein Vertrauen, kam es auch etwas spät, ehrte mich; ich verstand ihn und sein Thun und freute mich, daß er ohne Rücksicht auf mich gethan, was er für recht hielt.

Ein unendliches Erbarmen mit der schönen unglücklichen Frau, seiner Mutter, die um jener räthselhaften Liebe willen so viel leiden mußte, überkam mich, und ich beschloß, alles zu thun, was in meinen Kräften liegt, um dem Sohne, dem einzigen, der von der unglücklichen Familie übrig geblieben war, seine schmerzlichen Erinnerungen vergessen zu machen und ihm meinen verstorbenen Freund in einem veröhnlicheren Lichte zu zeigen. Das Vermächtniß, Frieden zu stiften zwischen ihm und dem fremden Bruder, ist mir köstlicher als all sein Reichthum, und mit frohem Muthe sehe ich der Ankunft des neuen Hausgenossen entgegen. Ich habe eine Mission zu erfüllen, eine schöne edle Mission, und in meinem öden jetzt so zwecklosen Dasein ist dies der beste Trost, der mir im Augenblick zu Theil werden könnte.

Den 27. Oktober.

Tage sind vergangen, und ich habe nichts aufgezeichnet; nicht aus Unlust oder Trägheit, sondern einfach deshalb, weil ich nichts erlebt habe. Allerlei habe ich versucht, um die Zeit hinzubringen, aber nichts wollte so recht gelingen.

Der Umstand, daß ich so viele Jahre nur Hilfsarbeiter war, und mir täglich und stündlich eine Aufgabe zufiel, die ganz außerhalb meines Willens lag, rächt sich jetzt und macht mich unfähig, mir selbst ein Ziel, ein Interesse zu schaffen. Der Tag war so genau eingetheilt, daß die Zeit schnell dahin schwand — jetzt bin ich in Verlegenheit, wie ich sie verwenden soll.

XIV. Jahrgang. 48. ad.

Auch mit dem Studium will es nicht mehr gehen. Ich bin müde der kalten Gelehrsamkeit und der todtten Buchstaben, ich sehne mich nach dem warmen Pulsschlag des Lebens, nach einer Aufgabe, die nicht nur meine geistigen Fähigkeiten in Anspruch nimmt, sondern mein ganzes Sein erfüllt. Jetzt erst verstehe ich so recht das Wort des großen Dichters: „Schwachheit, dein Name ist Weib!“ Ein Mann würde sich über die Situation erheben und sie beherrschen — ich gehe daran zu Grunde, geistig und körperlich! All die Arbeit der letzten Jahre hat mich weder weiser noch besser gemacht, ich erkenne das jetzt erst, wo ich in der vollständigen ununterbrochenen Muße der letzten Wochen einmal über mich selbst nachdenken konnte. Aber es ist eine traurige Erkenntniß.

Ich habe im Schatten gestanden mein Leben lang, und nun ist auch in mir die Sehnsucht erwacht nach dem hellen warmen Sonnenschein! Ob ich noch jemals darin wandeln werde? Es ist wohl zu spät dazu. Ich bin ein altes Mädchen — und die Blätter fallen! Sie wirbeln im tollen Tanze über die Gänge unseres Gartens, oder stieben auseinander, vom Winde verweht! Ich will einmal hinuntergehen und hören, was sie mir zu sagen haben.

Den 28. Oktober.

Es war ein glücklicher Gedanke, welcher mich gestern in den Garten führte. Das bunte Laub zu meinen Füßen konnte mir zwar nichts Tröstliches sagen, es hing sich nur hartnäckig an den Saum meines Kleides und folgte mir raschelnd auf Schritt und Tritt, aber eine angenehme Ueberraschung sollte mir zu Theil werden.

Einsam und traurig ging ich auf und nieder, und fester zog ich das Tuch um meine Schulter, denn es begann empfindlich kühl zu werden.

Da gewahrte ich in dem Nachbargarten zwischen den abgeblühten Astern und Georginenstöcken ein junges Mädchen, das aufmerksam zu mir herüberschaute und jeder meiner Bewegungen mit den Augen folgte. Sie hatte die Arme auf die

Blanken des Gartenzaunes gestützt und hielt einen Zweig mit Berberitzen zwischen den Zähnen, den sie muthwillig hin und her drehte. Ihr frisches rothes Gesichtchen schaute aus einem großen rothen Tuche hervor, das sie der Kälte wegen um den Kopf gebunden hatte, und ihre Bänge trugen einen Ausdruck, von dem man nicht wissen konnte, ob lebhaftes Neugierde oder schmerzliches Mitleid die Oberhand gewinnen werde.

Schon lange mochte ich der Gegenstand ihrer Beobachtungen gewesen sein, denn als mein Weg mich einmal in ihre Nähe führte, sprach sie mich an und sagte plötzlich, wie einer augenblicklichen Eingebung gehorchend:

„Es ist nicht gut, daß Sie so allein dort auf und nieder gehen und trüben Gedanken nachhängen. Darf ich nicht lieber zu Ihnen kommen? Vielleicht könnte ich Sie ein wenig trösten.“

Ich war ganz erschreckt von der plötzlichen Anrede, unwillkürlich machte ich eine abwehrende Bewegung und trat einen Schritt zurück. Sie schien das übel aufzunehmen, denn mit einer reizenden Geberde des Unwillens warf sie den Kopf zurück, und ein Schatten glitt über ihre Bänge.

„Sie denken gewiß, ich wil mich Ihnen aufdrängen,“ sagte sie, „aber da thun Sie mir unrecht. Freilich, mein Benehmen mag Ihnen sonderbar erscheinen, es ist nicht Sitte, fremde Menschen ohne weiteres anzureden; aber ich konnte es nun einmal nicht lassen. Sie gefielen mir gar zu gut, und hier in diesem einsamen verwilderten Garten braucht man doch nicht so streng auf die Etiquette zu achten.“

Ein gewisser Trost, der ihr allerliebste stand, sprach aus ihren Worten, und doch rührten sie mich tief in ihrer naiven Offenheit. „Sie haben mich mißverstanden,“ sagte ich, und reichte ihr über den Zaun die Hand, die sie freudig ergriff. „Ihre Theilnahme hat mir unendlich wohlgethan, aber ich bin leider so wenig an eine solche gewöhnt, daß ich sie noch nicht recht zu empfangen verstehe.“

„Also darf ich kommen?“ fragte sie.

Ich nickte ihr freundlich zu.

„Wie wollen Sie es aber anstellen, kleine Nachbarin?“ sagte ich. „Ich sehe weder Thür noch Thor.“

Sie lachte, ein übermüthiges silberhelles Lachen, dann sah ich, wie sie sich anschickte, über die niederen Stäbchen zu klettern, und im nächsten Augenblicke stand sie hochaufathmend vor mir.

Erst jetzt konnte ich sie genauer betrachten. Sie war ein reizendes Geschöpf, ein erwachsenes Mädchen mit dem ganzen Zauber der Kindheit! Das rothe Tuch war ihr in den Nacken geglitten, und der Wind spielte mit ihrem dunkelblonden, goldig schimmernden Haar, das, in dicken Büscheln aufgesteckt, sich doch in tausend Locken und Lockchen kräuselte und das liebliche Gesichtchen wie ein Glorienschein umgab. Die großen Kinder-Augen mit dem offenen treuherzigen Ausdruck, das zierliche Stumpfnaschen, die Grübchen in den Wangen, der kleine Mund, der so schelmisch zu lächeln wußte: alles paßte zusammen und vereinigte sich zu einem vollendetem Bilde strahlendster Jugendfrische.

Während ich so einen Augenblick dastand wie selbstvergessen, versunken in ihren Anblick, schien auch sie mich einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen; denn nachdem sie meine Hände fest in die ihren geschlossen, saß als fürchte sie, daß ich ihr wieder entschlüpfen könne, sagte sie traurig, aber doch auch wieder wie triumphirend:

„Ich wußte wohl, daß ich Recht hatte. Sie sind krank und unglücklich, und nun müssen Sie mir auch sagen, was Ihnen fehlt; vielleicht kann ich Ihnen helfen mit meiner schwachen Kraft.“

„Mir fehlt nichts,“ erwiderte ich, „nichts als die Arbeit. Sie war die einzige Freundin, die ich je besaß, und ich habe sie verloren.“

Sie sah mich ganz verwundert an und schüttelte das Köpfchen. „Ich verstehe Sie nicht,“ sagte sie schüchtern. „Weshalb sollte die Arbeit Ihre einzige Freundin gewesen sein? Haben Sie denn keine anderen Freunde und Verwandte, keine Eltern und Geschwister?“

„Nein, denn sie sind gestorben, oder haben nie gelebt.“

„Ach ja, ich sehe jetzt, Sie tragen Trauerkleider. Sie mußten jemanden zu Grabe tragen, der Ihnen sehr — sehr theuer war.“

„Sehr, sehr theuer war,“ wiederholte ich wie im Traum. „Mein Kind, das ist es nicht. Wohl ist jemand von mir gegangen, mit dem ich Jahre lang lebte und arbeitete — aber geliebt habe ich ihn nicht, wie ich überhaupt niemanden liebe auf der weiten, weiten Welt.“

„Aber das ist ja gar nicht möglich, Sie müssen doch die Menschen lieben, die Sie lieb haben, die für Sie sorgen, Sie pflegen und behüten, Sie können doch nicht ganz allein sein, losgelöst von allen verwandtschaftlichen Beziehungen.“

„Und doch ist dem so. Ich bin nichts als ein Blatt vom Winde verweht. Wen kümmert es, wohin es treibt?“

Das junge Mädchen schien im ersten Moment die Trostlosigkeit meiner Lage nicht begreifen zu können, dann aber sah ich, wie ihre Augen sich mit Thränen füllten, wie sie ihre Wäde voll unendlichen Erbarmens auf mir ruhen ließ, und während sie mich leidenschaftlich umschlang und ihr Köpfchen an meine Schulter lehnte, flüsterte sie:

„O Sie armes, armes Menschenkind, wie bedauern ich Sie; allein in der Welt und ohne Liebe! Sie müssen nun selbst einsehen, wie gut es ist, daß ich zu Ihnen gekommen bin, denn ich habe Sie lieb gehabt vom ersten Augenblick an, und es war mir gleich, als wären wir alte Bekannte. Ich will Ihre Freundin sein und Ihre Schwester, will Sie täglich besuchen und die trüben Gedanken aus Ihrer Nähe verbannen, und Sie werden wieder gesund werden und froh. Niemand wird Sie mir streitig machen, und Sie werden mir auch ein bißchen gut sein, nicht wahr? Oder wollen Sie mich nicht, weil ich noch ein thörichtes junges Ding bin? Freilich, ich bin kaum siebzehn Jahre alt, und meine Gesellschaft wird Ihnen vielleicht nicht genügen; aber immerhin ist sie besser als gar keine, und wenn Sie wirklich so einjam leben, wie Sie sagen, so können Sie es wenigstens einmal mit mir versuchen.“

Ich hörte ihre herzlichen Worte, ich empfand ihre schüchternen Liebesfloskeln, aber erwidern konnte ich nichts. Die Thränen, die ich so lange vergeblich herbeigesehnt, sie brachen gewaltig hervor bei den ersten Zeichen aufrichtiger Theilnahme, und die innere Bewegung machte mich zittern. Unfähig mich länger aufrecht zu erhalten, sank ich schluchzend auf eine Bank. Auch die Kleine sagte nichts mehr. Ruhig ließ sie mich gewähren, und versuchte nicht, mich mit Worten zu trösten, aber mit rührender Sorgfalt hüllte sie mich in meinen Shawl, und als ich ruhiger geworden war, zog sie meinen Arm durch den ihren und führte mich langsam im Garten herum, um mich vor einer Erkältung zu bewahren.

Ihre Liebe rührte mich. Ich trodnete meine Thränen, drückte einen Kuß auf ihre Lippen und dankte ihr in warmen Worten für ihre Güte. Sie war ganz glücklich, als sie mich wieder reden hörte, und wie die Sonne, die durch Wolken bricht, so strahlte das schelmische Lächeln wieder auf ihrem Gesicht, während die Augen noch feucht schimmernten.

„Ich bin so froh, daß Ihnen wieder besser ist,“ sagte sie, „denn für heute muß ich Sie verlassen. Großmama weiß nicht, wo ich bin, und könnte besorgt sein über mein langes Ausbleiben, und auch Ihnen ist es besser, Sie gehen ins Zimmer, die kalte Luft könnte Ihnen schaden.“

„Aber ich weiß ja gar nicht, wer Sie sind,“ wandte ich ein, „und ehe Sie wieder verschwinden, möchte ich doch gern wissen, wie meine kleine Freundin heißt.“

Sie wurde ganz verlegen.

„O, habe ich das wirklich nicht gesagt,“ stotterte sie kleinlaut. „Wie ungeschickt! Da sieht man, daß ich noch das reine Schulmädchen bin. Sind Sie mir böse — wie? Ich war so hingegenommen von Ihrer Erscheinung, von dem traurigen Ausdruck Ihres lieben blassen Gesichtes, daß ich alles andere vergaß; weiß ich doch auch von Ihnen nur, daß Sie unsere Nachbarin sind, und in dem großen grauen Hause dort wohnen. Ihren Namen kenne ich ebenso wenig als Sie den meinen.“

Ich lachte.

„Das ist eine schöne Geschichte,“ sagte ich; „wir schließen

Freundschaft auf Leben und Tod, und wissen nicht einmal, wer wir sind. Wie unvorsichtig! Also beginnen wir mit der Vorstellung: Ich heiße Marie Dorothee Herbert (das Herbert sprach ich etwas leise) und wohne in einsamer Größe in jenem verzauberten Schlosse, und Sie, meine kleine Nachbarin?"

"Ich heiße Euchen," sagte sie schnell, "Eva Harlemer, und bin hier seit acht Tagen zum Besuch. Mein Großvater ist der Geheimrath Tribner, und sein Garten grenzt an den Ihren. So kam es, daß ich Sie sah, wiederholt unbemerkt beobachtete und Ihre Bekanntschaft suchte."

"Die wir nun fleißig kultiviren wollen, liebes Euchen," warf ich ein. "Wenn Ihre Großeltern es gestatten, kommen Sie morgen zu mir, wir wollen dann recht viel zusammen plaudern, und Sie können sich Ihre neue und doch so alte Freundin und ihre Umgebung einmal näher ansehen. Auf Wiedersehen also!"

"Auf Wiedersehen!" sagte auch sie, und so schieden wir. Noch lange winkte sie mir mit der Hand, und als sie endlich hinter den kahlen Bäumen verschwunden war, erschien mir der Garten plötzlich öde und leer und ich ging nach Hause. Aber lange dachte ich noch an diese merkwürdige Begegnung und Euchens Bild, das wie ein Sonnenstrahl in mein düsteres Leben gefallen ist, stand mir so lebhaft vor Augen, daß es sich sogar mit meinen Träumen vermischte.

Den 29. Oktober.

Ich war gestern mit meinen Aufzeichnungen gerade zu Ende gekommen, als Euchen ins Zimmer trat. Sie strahlte vor Freude, und ihre Begrüßung war so stürmisch, daß ich sie bitten mußte, etwas schonender mit mir umzugehen. Ehe sie sich aber dazu verstand, sich zu mir zu setzen, mußte ich ihr meine Zimmer zeigen, und sie ruhete nicht eher, bis sie jeden Winkel meiner Wohnung durchstöbert hatte.

"Denken Sie nicht, daß es nur Neugierde ist, welche mich so indiscret sein läßt," sagte sie. "Alles was Sie betrifft, ist mir interessant, Ihre Umgebung ist der Rahmen zu Ihrem Bilde, und alles was Sie mir erzählen, werde ich besser verstehen, wenn ich die Räume kenne, in denen Sie Ihre Tage verbringen."

Aber die düstern hohen Zimmer mit ihrer veralteten und mangelhaften Einrichtung hatten nicht ihren Beifall.

"Ich wundere mich nicht, wenn Sie melancholisch geworden sind," sagte sie, "die Luft hier hat etwas Bedrückendes, alles redet hier von der todtten Wissenschaft, nirgends findet man eine Spur fröhlichen Lebens, und mir würde angst und bange, wenn ich immer zwischen diesen himmelhohen Bücherregalen und den alten Kupferstichen existiren sollte."

Ich mußte ihr Recht geben und doch war es mir bisher nicht zum Bewußtsein gekommen, daß ich selbst das gewöhnliche Maß häuslichen Comforts entbehren mußte. Das düstere glanzlose Aeußere paßte so gut zu meinem inneren Leben, und meine Zeit war so vollständig in Anspruch genommen, daß ich meine nächste Umgebung kaum beachtete und hinnahm als etwas Unabänderliches.

Heimlich hatte ich mich ja nie gefühlt in diesem Hause, aber kannte ich ein besseres? Wer nichts kennt als den Schatten und die Dämmerung, der kann sich ja keine Vorstellung machen von der Pracht einer strahlenden Beleuchtung — so sehnte auch ich mich nicht nach Dingen, die ich nicht kannte. Euchen hat einen praktischen Blick und versteht viel von dergleichen Dingen, das zeigen ihre treffenden Bemerkungen. Sie, die Siebzehnjährige, hat mehr Erfahrung als ich, dem realen Leben gegenüber bin ich ein Kind!

Ihre natürliche Anmuth, ihr frisches unbefangenes Wesen entzückten mich immer von neuem. Wie die verkörperte Erfüllung meiner eigenen verlorenen Jugend steht sie vor mir, und indem ich sie bewundere, sehe ich erst, was ich entbehrt habe. Scheute ich mich nicht vor mir selbst, ich könnte sie beneiden. Ihr ward alles zu Theil, was man sich wünschen kann für sich und andere: ein heller Verstand, ein fröhlicher Sinn, ein warmes Herz und ein bezauberndes Wesen.

Sie hat mir viel erzählt von sich und ihrer Heimat, und ist stolz, eine Rheinländerin zu sein und zu dem Völkchen zu

gehören, das berühmt ist durch seine liebenswürdige Leichtleblichkeit. Ihr Vater ist ein reicher Mann, neben großen Fabrikanlagen besitzt er eine reizende Villa an den Ufern des Rheins, wo er mit seiner Familie lebt. Und diese Familie ist groß! Euchen hat noch neun Geschwister, und sie ist die älteste. Sie scheint der Sonnenschein des Hauses, die Stütze der Mutter und der Liebling der Großeltern zu sein; denn diese haben sie für einige Wochen kommen lassen, weil die beiden alten Leute dieses Jahr durch Kränklichkeit verhindert wurden, die gewohnte Reise zu ihren Kindern zu unternehmen.

Euchen hat eine schöne ungetriebene Kindheit verlebt, ein frisches fröhliches Leben scheint in der Villa Harlemer zu herrschen, herzliche Liebe und Eintracht die Familienglieder zu verbinden, und es müssen gute und glückliche Menschen sein, die dort wohnen.

Euchen war nur kurze Zeit in einem Schweizer Pensionat, was sie aber nicht verhinderte, ein Duzend Freundinnen zu gewinnen. Die Mutter brachte sie zu Haus, und den kleinen Geschwistern gegenüber scheint sie eine große Rolle zu spielen.

Aber auch ich mußte ihr einen Einblick gewähren in mein Leben, mußte ihr sagen, wie alles gekommen. Sie hat eine Art zu fragen, der man nicht widerstehen kann, und selbst wenn sie unbewußt eine Wunde berührt, schmerzt es nicht. Sie hat heiße Thränen geweint über meine einsame freundlose Kindheit und Jugend, und sowohl Jungfer Juliane als auch der Professor sind von ihr als herzlose Egoisten verurtheilt worden. Ob sie darin nicht zu weit geht? Wenn jene beiden auch nicht mein wahres Glück förderten, darf man ihnen darum einen Vorwurf machen? Hätten sie es nicht doch recht gut mit mir gemeint, und war es nicht viel mehr Mangel an Verständnis, als an gutem Willen?

In ihrer kindlichen Schwärmerei ist Euchen so eingenommen für mich, daß sie an mir keinen einzigen Fehler entdecken kann, und meint, alle hätten sich nur meinen Wünschen unterordnen müssen.

Meine Gelehrsamkeit, die ja rein zufällig ist, kößt ihr großen Respekt ein, und sie betrachtet mich als eine Art Weltwunder, seit sie erfuhr, daß ich Latein und Griechisch besser kenne als die modernen Sprachen, und sogar ein wenig eingeweiht bin in die Geheimnisse des Sanskrit. Ich werde meine übrigen Kenntnisse vor ihr und aller Welt verbergen, denn ihr sind sie geradezu unheimlich, wie sie behauptet, und die Welt kann es einer Frau nie verzeihen, wenn sie sich über den gewöhnlichen Durchschnitt weiblicher Bildung erhebt. Jungfer Juliane mußte das wissen, und doch legte sie diesen Stein des Anstoßes in meinen Weg.

Ganz aufgeregt ward Euchen aber, als es ihr klar wurde, daß ich nicht nur die Pflgetochter des Professors, sondern auch seine Wittve sei, und dieser an sich so geringfügige Umstand ließ sie für unsere junge Freundschaft fürchten.

Sie hatte mich weder für so alt, noch für verheirathet gehalten, war so sicher gewesen in der Annahme, ich sei ein junges Mädchen wie sie, daß sie sich zuerst gar nicht in das neue Verhältniß finden konnte. Um sie zu beruhigen und ihr ein für alle Mal den Respekt zu benehmen, bot ich ihr die Schwesterchaft an. Sie war glücklich darüber und gestand mir, daß es ihr furchtbar schwer geworden sei, mich nicht gleich „Du“ zu nennen.

Die Zeit verging über unserer lebhaften Unterhaltung, es war Abend geworden, ehe wir es gedacht, und Euchens Urlaub zu Ende. So mußten wir uns denn trennen, aber das Abschiednehmen wollte gar kein Ende nehmen, immer wieder lehrte sie noch einmal zurück, um mich in die Arme zu schließen, und ich mußte sie endlich mit Gewalt fortjücken.

Welch ein glückliches Temperament hat dieses Kind, und welch ein Sogen ist ihre Bekanntschaft für mich; sie kam gerade zur rechten Zeit. Ihre sonnige Gegenwart verbannt alle Schatten aus meiner Seele, sie bringt mich in Contact mit dem Treiben der Gegenwart und zieht mich ab von den nutzlosen Grübeleien. Wie ein Engel des Lichts ist sie auf meinen dunkeln Pfad getreten — und schon ist alles verändert um mich und in mir.

(Fortsetzung folgt.)

Man glaubt nicht ein einziges Unstimmiges, sondern eine aus einander bestehende Einheit vor sich zu haben, wenn man von Berlin aus mit der Potsdamer oder Kottbuser Eisenbahn zu den großartigen Bauten der neuen Central-Redeitanstalt zu Lichterfelde in nächster Entfernung verweilt. An diesem verchiedenen Tägern der Potsdamer, Kottbuser und Westpreussischen Eisenbahn, in der Mitte oder einer Höhe von vier kleinen Rundhäusern aufeinander stehender Pfeiler.

Uebliche. Sie sieht über die noch unbedeutenderen Gebäude des Kaiserlichen Villenbezirks von Lichterfelde gegen das Südliche Thier hin und ist nicht ohne auf eine deutliche Weise den Eindruck des Reichthums zu machen. Die Anlage ist, wie man sieht, ein ungeheurer Bau, der in diesem schattigen Gelände jedoch nicht einen unangenehmen Eindruck bildet. Man verliert auch nicht die an der Haupt-



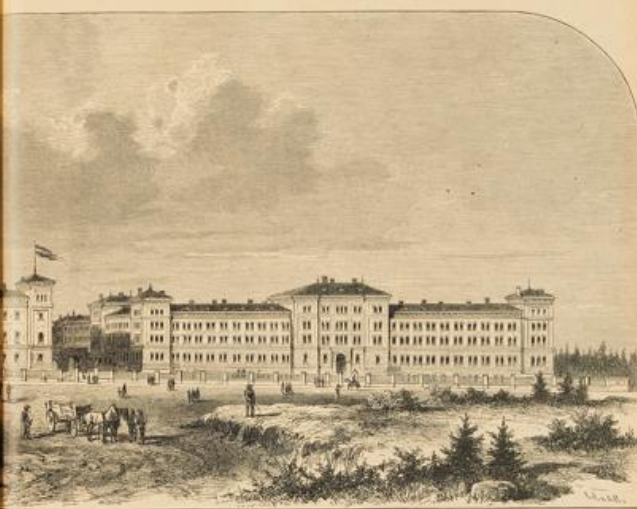
Die Redeitanstalt zu Lichterfelde bei Berlin.

ihre äußerliche Größe trägt diese die Natur eines stehenden Gebäudes. Nicht weniger als 72 Millionen Quadratfuß sind durch diese Anstalt nach geschätzter Flächenmaße bebaut. Die Anstalt hat nach und nach zu hundert Millionen Pfund, Pflaster- und Zement, Terrassen etc. verschlungen, zu deren Herstellung auch die Qualität der Kottbuser Eisen einen erheblichen Beitrag leistet. Die Anlage ist in ganzen achtzehn Jahren vollendet worden, während welcher Zeit von einer Million Quadratfuß Raum erkannt man den verhältnißmäßig ruhigen Betrieb des Ganzen. Die Bauarbeiten haben ein tägliches Fortschreiten, das auf der Höhe von hunderttausend bis zu hunderttausend Mann Arbeitern besteht.

front entlang führende Straße des wiedererwachten Namens "Waldstraße". Jede der beiden langen Alleen wird von zwei Seiten durch zwei Reihen Gebäude begrenzt, so daß im ganzen eine Komposition mit 800 bis 1000 Redebänken entstanden ist. Zwischen den beiden Alleen der Südseite erhebt sich das Hauptgebäude mit der Kirche, zwischen denen der Nordseite — der Kirche gegenüber — das Nebengebäude. Die Alleen sind durch ein Netz von niedrigen Säulenbauten, nämlich von einer Million Quadratfuß Raum erkannt man den verhältnißmäßig ruhigen Betrieb des Ganzen. Die Bauarbeiten haben ein tägliches Fortschreiten, das auf der Höhe von hunderttausend bis zu hunderttausend Mann Arbeitern besteht.

der ganzen Anlage ein zweites Mal auf, welcher inmitten von Baumgruppen den Raum für die Treppenden der Anlage bildet. Dort liegen hinter dem Hofe des Lesensgebäudes, des Hofes und Schloßes, ist die Turmhalle, die Kottbuser mit Potsdamer, das Kottbuser und eine Leihbibliothek. Nebenhalb des Redebaus steht noch ein Teil der Typen der Anstalt. An einer eigenen Gallerie des Redebaus wird noch gebaut.

Die Anlage ist in Berlin ohne Vergleich ungleich, und der weltberühmte internationale Bauverein hat sich nicht ganz vernehmen lassen. Dennoch glauben die Architekten



Das Hauptgebäude von D. Straßberger.

und Mittelbauern, so wie die implanterten Bauten des Lesensgebäudes, des Kirchengebäudes und der sich davon erheben die Treppenden der Anlage, um jede das Auge zu den Blick erweckende Schönheit zu verbinden. In einigen Stellen werden nicht selten rings um die Gebäude her, sondern auch im inneren Hofe auf der Ostseite hübsche Anlagen entstanden sein. Es wird nicht gesagt und gegeben, und die verriegelten Alleen Räume, welche der Winterzeit dienlich, haben vollständige Heizung erhalten. Ein Gebäude des sogenannten Südbaus auf der Ostseite liegt gegenwärtig der Anstalt gegenüber. Alles, was Schatten spendet, ist in diesen Bauwerken gänzlich.

Berlin hinein. Die Verbindung ist daher trotz der geringen Entfernung leichter, als von irgend einem der entlegenen Theile des preussischen Staats und Baden aus. Besonders vortrefflich gestaltet die Lage der Anlage nach, welcher die Anlage einer Schloß- und Parkanlage ähnelt. Gegen Berlin hin besteht sich das von Straßen durchzogene Feld mehr und mehr mit Bäumen und Gärten, welche für alle Fälle einer vollständigen Anlage gegen die Ausbreitung der städtischen Bevölkerung geben. Nach Süden hinaus wird das Land noch noch lang über tiefe Ebenen hinziehen müssen, welche der Herr von Götzen darauf, daß die Redeitanstalt, an welche er den Grund und Boden, sowie das Recht des Lesens übertrug, unerschütterlich ist, den Namen haben wird für eine Anzahl von Jahren, welche und Rechte. Das Darüberliegen von Grund und Boden kann jedoch in keiner Zeit die Ausbreitung solcher Anlagen ganz verhindern.

Eines Zeitraums von 160 Jahren hat es bedurft, um das Kadettenkorps aus kleinen Anfängen zu seiner jetzigen Ausdehnung zu entwickeln. Am 1. Juli d. J. ist die neue Anstalt der Verwaltung des Korps übergeben worden. Am 15. August, nach Beendigung der Sommerferien, wurden seine Räume durch die jugendlichen Scharen bevölkert, und am 1. September — glückliches Omen! — des Jahres 1717 war es, daß König Friedrich Wilhelm I einst sein Kadettenhaus gründete. Er wies dazu den alten Heggarten an. In dem Thierzwinger, welcher ehemals Löwen, Bären, Büffel, Wildschweine und andere jagdbare Thiere enthalten hatte, sollte fortan der erwüchsigte Muth der Landjunker und Offiziersöhne für den straffen Heeresdienst gebändigt werden. 110 Kadetten, zu einer Kompagnie formirt, bildeten den Stamm, dessen Chef Kronprinz Friedrich, der nachmalige große König wurde. Wo von solchen Händen der Grund gelegt worden ist, durfte man mit Recht nur Gutes erwarten.

Bald erweiterte Friedrich Wilhelm I das Korps zu vier Kompagnien mit 236 Jünglingen, und König Friedrich ließ für dieselben, als der Frieden ihm Mittel und Zeit gewährte, ein würdiges und gesundes Unterkommen herrichten. Es ist dies das sogenannte Carrégebäude des heutigen Kadettenhauses in der „Neuen Friedrichstraße“ Nr. 18, das die allbekannte Inschrift trägt: „Martis et Minervae alumnis“. Es hat seinem Zwecke 100 Jahre gedient; denn seinen Grundstein legte Friedrich in feierlicher Weise am 3. April 1776.

Das neue Haus umgab anfangs noch der alte Heggarten, und dieser wurde erst abgebrochen, als die Kadetten in jenes übersiedeln konnten. Für 300 Jünglinge war darin Raum vorhanden; die Zahl der thatsächlich eintretenden aber betrug nur 260 und blieb bis in dieses Jahrhundert hinein auf derselben Höhe. Die Vergrößerung war hauptsächlich durch die Bauausfertigung, durch die ungeunden Verhältnisse des alten Hauses und durch die bedeutende Erweiterung des wissenschaftlichen Unterrichts bedingt worden. Unter dem strengen Könige lernte der Kadet eperziren, Wachtdienst thun, fechten, tanzen und daneben noch ein wenig Schreiben und Rechnen, Religion, Geographie, Französisch und Fortifikation. Unter dem großen Könige wurde den jungen Leuten schon ein Unterricht zu Theil wie an den besten Schulen des Landes.

Auch nach der Kriegsepoche von 1806–15 blieb die etatsmäßige Zahl der Kadetten 240. Es traten jetzt indessen die Pensionäre hinzu, die auf eigene Kosten in der Anstalt erzogen wurden. Bald war der Zubrang so groß, daß diese auf 325 Jünglinge stieg. König Friedrich Wilhelm III sah sich darum genöthigt, benachbarte Grundstücke anzukaufen, um ein eigenes Lehrgebäude, einen Spiel- und Tummel-, sowie einen Turnplatz herzustellen zu können. Wie erwäht, ließen die veränderten Verhältnisse Berlins schon damals an eine Verlegung nach auswärtig denken. Sie ist heute, wo die Riesengestalt fünfzehn Mal so groß geworden, als da das Kadettenkorps entstand, eine dringende Nothwendigkeit. Bis zu den großen Umwälzungen jüngster Zeit war das Korps auf 450 Kadetten gestiegen. Die Errichtung des norddeutschen Bundes, der Zuwachs aus den neuen Provinzen und die Aufnahme aus den übrigen deutschen Staaten brachten es auf sieben Kompagnien von zusammen 700 Köpfen. Gewiß währt es nunmehr nicht lange, bis die Zahl 1000 erreicht sein wird; denn die Anmeldung von Söhnen der besten Familien überschreitet noch immer bei weitem das Maß des alljährlich möglichen Zuwachses.

Die Statuen der vier Könige, welche, wie aus diesem kurzen Abriss*) erhellt, am meisten für die Entwicklung der Anstalt gethan, stehen zu Lichtersfelde in einer breiten Nische über dem Hauptportal der Südfront. Den rechten Flügel hält König Friedrich Wilhelm I inne, dann folgen Friedrich II, Friedrich Wilhelm III und Wilhelm I. Darüber läuft als Inschrift hin: „Erbaut unter Kaiser Wilhelm, König von Preußen 1878“. Man tritt dort in die Vorhalle der Kirche und

*) Derselbe folgt der Druckschrift: „Die Grundsteinlegung zu dem Bau der Central-Kadettenanstalt zu Lichtersfelde“.

des Direktorialgebäudes. Die sechs Hestengestalten des siebenjährigen Krieges, die früher auf dem Bietenplatze gestanden, haben jetzt hier eine würdige Stätte gefunden. Eine Tafel in der Galerie hat ferner die Worte verewigt, mit welchen Kaiser Wilhelm die Hammerschläge der Grundsteinlegung begleitete:

Der Jugend zur Bildung,
Der Arme zum Heil.

Darunter steht die Jahreszahl MDCCCLXXIII.

Eine Treppe führt gerade aus zur Kirche hinauf, seitwärts in weitläufige Zimmerreihen. Oben unter der Kuppel befindet sich die katholische Kapelle. Beide Konfessionen sind hier friedlich in den Räumen eines Gotteshauses vereinigt.

Dunkle Marmorpfeiler tragen das Dach des Kirchenschiffs und umstehen auch die Apsis für die Kanzel, Empore laufen an den Seiten hin. Dede und Fenster sind farbig gehalten. Die Ausstattung vereinigt Zweckmäßigkeit soweit als möglich mit Würde und Geschmack. Dasselbe ist auch von allen übrigen Theilen der Anstalt zu sagen. Durchweg ist darauf Bedacht genommen, Licht, Luft und Raum in genügender Fülle zu schaffen. Erst in zweiter Linie kommt die Rücksicht auf das Aussehen. Die Erziehung soll gesunde kräftige Männer heranbilden, aber niemand verwöhnen. Der Soldat, selbst der Offizier, darf den Luxus irgend welcher Art nicht zu den Lebensbedingungen zählen, will er tüchtig für seinen Beruf bleiben, der die härtesten Entbehrungen von ihm erheischen kann.

Am deutlichsten spricht dieser Zug aus der Einrichtung der vier großen Kasernen. Im Erdgeschosse derselben liegen die Offizierswohnungen, fünf bis sechs Gemächer nebst Zubehör für die Familien, zwei für einen Unverheiratheten. Breite steinerne Treppen führen zu den Revieren der Kompagnien hinauf, von denen ein jedes ein ganzes Stockwerk einnimmt. Dort sind zwei einfach getünchte aber sehr hohe und helle Zimmer als Schlaf- und Arbeitsgemach für je sechs Kadetten vereinigt und völlig abgeschlossen. Zur Zeit ist das einzige Möbel darin noch ein breiter Kleiderriegel im Schlafzimmer; später kommt ein eisernes Bett, ein hölzerner Stuhl für jeden Kadetten, ein gemeinsamer Schrank und ein Waschtisch dazu. Das Arbeitszimmer soll den großen Arbeitstisch, sechs Spindeln und sechs Rohrstühle enthalten. Das ist freilich nicht viel, doch fast schon ein Luxus gegen König Friedrich Wilhelms I Einrichtung im Heggarten, deren Beschreibung durch einen Augenzeugen auf uns gekommen ist.

Hölzerne Wendeltreppen führten damals hinauf zu dunklen winkligen Räumen. Dann öffnete man die Thür zu einem langen mit Mauersteinen gepflasterten Gemach. Die Fenster waren niedrig und mit kleinen runden Scheiben versehen. Ein gewaltiger schwarzer Kachelofen stand in der Ecke, aber mehr als ein fragwürdiger Zierrath wie zum Nutzen; denn die Stube erhielt täglich nur eine einzige Tracht Holz. Auch bei strengster Winterkälte wurde wochentags erst des Abends nach Beendigung des Unterrichts, am Sonntag nach Beendigung des Gottesdienstes geheizt. Je zwei Kadetten schloßen zusammen in einem Bette. Alle hatten einen Tisch, eine Bank und einen Wasserkrug gemeinam. An hölzernen Nägeln hingen Gewehre und Patronentaschen. Dieser spartanischen Wohnungsausstattung gleich die ganze Lebensweise.

Das Lehrgebäude der neuen Anstalt, der Kirche gegenüber gelegen, macht sich schon äußerlich durch die breiten dreiflügeligen Fenster kenntlich. Die Lehrsäle fallen mit Ausnahme einzelner durch ihre geringe Grundfläche auf, welche bei der außerordentlichen Höhe doppelt klein erscheint. Es schreibt sich dies von der äußerst zweckmäßigen Bildung kleiner Abtheilungen für den Unterricht her, die dessen Wirkung intensiver macht. Hinter dem Lehrgebäude, mit diesem zusammenhängend, doch in einem besonderen Flügel liegt der Feldmarschallsaal, die Aula des Corps, ein jetzt noch im Ausbau begriffener prachtvoller Raum mit fünf gewaltigen, hoch angebrachten Fenstern, auf halber Höhe durch einen Fries geschmückt. Dieser ist von Stahl modellirt und bringt die Ausbildung des Kadetten zur Anschauung. Studaturen verzieren die Wände und Pfeiler,

Gemälde die Decke. Auch die Bilder der preussischen Feldmarschälle werden hier ihren Platz erhalten.

Im Oekonomiegebäude ist für den Laien der große Speisesaal am sehenswerthesten. Seine Länge beträgt an 165, die Breite 55 Fuß. Wände und Decke sind braun in Holz getäfelt; das Ganze ähnelt den großen Speisehallen moderner Eisenbahnhöfe. 1000 Kadetten können sich gleichzeitig zu Tische setzen. Für etwaigen Besuch sind oben an den schmalen Seiten des Saals zwei Logen angelegt, eine königliche Loge auf den Fenstern gegenüberliegenden Breitseite. Neben dem Saal befinden sich die Anrichtezimmer, zu denen mächtige Fahrstühle aus den Küchen im Souterrän heraufführen. Diese letzteren werden durch ihre Einrichtungen des Sachkenners Interesse erregen. Alle Erfindungen der Neuzeit haben dort, wie in dem Wajsch- und dem Schlachthause ihre Verwerthung gefunden.

Bedeckte Hallen verbinden auch die Gebäude der langen Seiten, sowie das Lehr- und Oekonomiegebäude, damit der Verkehr bei jedem Wind und Wetter möglich ist.

Der weite Hof der Anstalt zerfällt in drei Theile. Der westliche bildet den Exerzierplatz; in der Mitte liegt der Paradeplatz und im östlichen Drittheil vor dem Kommandeurshause der Erholungsplatz. Auf diesen blickt der gewaltige Hensburger Löwe, eine Siegestrophäe von 1864, herab. Sein Sockel trägt die Inschrift: „Absteht, den 25. Juni 1850“.

Noch arbeiten nahe an 1000 Menschen an der Vollendung von Bauten und Anlagen. Am 15. August wurden Kirche und Marichallsaal vollendet. Von da ab wird sich im neuen Hause das dienstliche Leben der jugendlichen Truppe ebenmäßig abspielen, wie im alten, und dem Zeiger der Uhr droben im Lehrgebäude pünktlich folgen, um tüchtige Männer für des Vaterlandes Ruhm und Frommen zu erziehen. Wie bekannt, werden im Centralinstitut die Sekunda, Prima, Oberprima und Selecta des ganzen Korps vereinigt, während die unteren Klassen bis zur Tertia hinauf in den Provinzialvoranstalten bleiben.

Auch die neue Anstalt wird sein, was die alte war: „eine Pflanzstätte des altpreussischen Geistes der Treue gegen den Kaiser und König, der Liebe zum Vaterlande, des Gehorsams und des Pflichtgefühls, zum Segen für die Armee und dadurch

für das Vaterland.“*) Als solche hat Kaiser Wilhelm sie am 1. September 1873 ausdrücklich geweiht.

Wie oft ist das Kadettenhaus mit seinen Einrichtungen schief beurtheilt worden. Man hat es für ein Misl des Kasinogeistes, für ein Mittel zur Bevorzugung einzelner Stände bezeichnet, während es auf ganz natürliche Weise dem Bedürfnis weiter Kreise entspricht. Die Armee mit ihrem nach vielen Tausenden zählenden Offizierskorps kann ohne eine solche Erziehungsanstalt nicht bestehen. Zahlreiche verdiente Beamte und Offiziere, die ihr ganzes Leben dem Staate geweiht haben, wären ohne diese Anstalt der Mittel beraubt, ihre Söhne zu tüchtig gebildeten Männern zu machen. Die fortwährenden Verletzungen, der Wechsel der Schulen einer, und die Kostspieligkeit guter Privatpensionen andererseits würden ihnen unübersteigliche Hindernisse bereiten. Die Existenz des Kadettenkorps und seine den Verhältnissen des Staats entsprechende Erweiterung ist ein einfacher Ausfluß der Weisheit und Gerechtigkeit unserer Monarchen.

Und wie viel hat das Kadettenkorps geleistet! Zahlen beweisen dies am deutlichsten. In den Feldzügen von 1864 und 1866 haben an 3000 Offiziere, 1870 und 71 nicht weniger als 90 Generale, 591 Stabsoffiziere, 738 Hauptleute und Rittmeister, 1842 Lieutenants, in Summa 3286 Offiziere in den Reihen der Armee gestanden, welche aus dem Kadettenkorps hervorgegangen sind. Von den letzteren starben mehr als zehn Prozent, nämlich 341 auf den französischen Schlachtfeldern den Tod für das Vaterland; 38 erlagen den Strapazen, 624 wurden verwundet. 41 erwarben den Orden pour le mérite, 391 das eiserne Kreuz 1. Klasse, 2610 das eiserne Kreuz 2. Klasse.

Solche Opfer, solche Resultate sind nur auf der Grundlage großer Tugenden möglich, der „Gottesfurcht, Treue, der Vaterlandsliebe, des Gehorsams und der Pflichterfüllung“**) der Tugenden, welche Volk und Armee groß gemacht haben. Mögen sie im Kadettenhause immer eine emsige Pflege finden.

*) Worte der Stiftungsurkunde vom 1. September 1873, welcher auch die oben angeführten Zahlen entnommen sind.

**) Worte aus der königlichen Stiftungsurkunde.

Aus der Welt des Wassertropfens.

Naturwissenschaftliche Pflauderei von Julius Stinde.

Kadettenhaus.
Bef. S. 11. IV. 70.

Ich hatte noch niemals in meinem Leben einen veritablen Professor gesehen, und noch viel weniger ein Riesen-Hydro-Dyphen-Gas-Mikroskop. Dies Glück sollte mir heute zu Theil werden.

Freilich liegt das heute weit zurück in der Vergangenheit — es war so um die Zeit, als ich einen speziellen Haß auf Kumpf geworfen hatte, gegen dessen lateinische Grammatik ich eine Art von idiosyncratischer Abneigung empfand — aber die Erinnerung an den Tag, an welchem mir zum ersten Male vergönnt wurde, einen Blick in die mir neue Welt des Kleinlebens der Natur zu thun, ist noch immer eine so lebhaft, daß ich vermeine, ich säße jetzt in diesem Augenblicke wieder in dem matterleuchteten Saale und betrachtete mit erwartungsvoll klopfendem Herzen den seltsamen Apparat, die große ausgespannte Leinwand, die räthselhaften mit Gewichten beschwerten Gummisäcke und jenes Wunderwesen, das Professor genannt wurde, den unumhüllten Gebieter über all diese geheimnißvollen Dinge.

In der ersten Abtheilung der „Vorstellung“, wie er sich selbst ausdrückte, erklärte der Professor die einzelnen Theile seines Apparates und nannte vielerlei Namen, die ich bis dahin nie gehört hatte, und vor dieser Menge höherer Erkenntniß fühlte ich mich so klein und wurde so demüthig, daß ich glaubte, selbst die Sünden, welche der Professor gegen den Dativ und Akkusativ beging, wegen welcher wir harte Verweise zu erhalten pflegten, gehörten mit dazu, und alles müsse wohl so richtig sein. Als nun später Wunder auf Wunder auf der weißen Leinwand sichtbar wurden, die kleinsten Dinge riesengroße Dimensionen annahmen und zuletzt gar Thiere in einem

Wassertropfen gezeigt wurden, Geschöpfe von abenteuerlichster Gestalt, da gab es für mich nichts größeres auf der Welt als den Professor, und nichts wunderbarereres als sein Riesenmikroskop. Der Professor sagte, daß die Thiere in dem Wassertropfen auf Leben und Tod miteinander kämpften — ich habe es ihm damals geglaubt, denn ich sah ja mit meinen eigenen Augen, wie die Ungeheuer sich krümmten, wild zappelten und häßig hin und her eilten, als verfolgten und flohen sie einander. Es mußte wohl so richtig sein.

Später aber lernte ich zu meinem Erstaunen einsehen, daß das doch nicht alles seine Wichtigkeit gehabt hatte, weder das Deutsch des reisenden Herrn Professors noch die Thiere im Wassertropfen. Das war, als ich selbst mit dem Mikroskope vertraut wurde und emsig zu prüfen begann. Wer die Leistungsfähigkeit des zusammengesetzten Mikroskopes kennen lernte, wird den Bildern, welche das Gasmikroskop an die weiße Wand wirft, stets nur eine untergeordnete Bedeutung beimessen können, denn die feinsten Details, um deren Erkenntniß der Forscher sich müht, vermag das Gasmikroskop nicht zu zeigen, ja, es ist nicht einmal im Stande, die kleinsten lebenden Organismen des Wassers auch nur andeutungsweise sichtbar zu machen. Um der Schaulust des Publikums Weniges zu leisten, bedienen sich die reisenden „Professoren“ daher eines Kunstgriffes, wenn sie die „so sehr beliebten“ Wassertropfenthiere zeigen wollen. Dieser kleine Betrug wird in der Weise ausgeführt, daß der Professor aus Lachen und Tümpeln allerlei Geschöpfe einsammelt, die er in einen geeigneten Glasbehälter sperrt, der vor die Linsen des Mikroskopes gebracht werden

kann. Kleine Blutzegel, vielbeinige Wasserasseln, Käferlarven, Flohkrebse, Fadenwürmer sind die gewöhnlichsten Opfer, welche unter dem Namen von Infusorien der Schaulust fallen, und zwar insofern wirkliche Opfer, als die von dem weißglühenden Kalkgel des Gasmikroskops ausgestrahlte Wärme das Wasser allmählich erhitzt und die Thiere tödtet. Es sind daher weder Kämpfe noch Spiele, die der Laie in den beschleunigten Bewegungen der Thiere zu erblicken glaubt, sondern das wirre Durcheinander, die grotesken Sprünge und krampfhaften Zuckungen sind Aeußerungen bangter Todesqual. Es hat nun das Mikroskop durchaus nicht die Bestimmung, dem Auge mehr oder minder ergötzliche Schauspiele vorzuführen, sondern es dient durch die Erweiterung, die es dem Gesichtssinne ertheilt, dem Forscher zur Beobachtung der kleinsten Gestaltungen und Formen der Natur. Aus der zahllosen Menge mikroskopischer Bildungen sei mir nun gestattet, eine einzige Gattung zu wählen, um an derselben die Mannichfaltigkeit zu zeigen, welche dem Auge erschlossen wird, sobald die bloße Spielerei der ersten Beobachtung weicht. Ein Wassertropfen ist auch in diesem Falle der Tummelplatz der näher zu beschreibenden Organismen, wir bevölkern denselben jedoch nicht mit Individuen verschiedener Art, die wir fangen, sondern lassen alle übrigen Wesen, die sich uns aufdrängen, unberücksichtigt, um uns mit einer Spezialität zu beschäftigen.

Wir haben einem Graben etliche modernde Grassalmen oder Schilfstengel entnommen, auf deren Oberfläche ein brauner schlammiger Ueberzug bemerkbar ist. Auf eine kleine Glasplatte bringen wir eine winzige Quantität dieses Schlammes, und bedecken einen Tropfen mit einem sogenannten Dedgläschen, das nicht dicker ist als feines Postpapier und die Größe etwa einer Briefmarke besitzt. Dieses Präparat legen wir auf das Tischchen des Mikroskops, lassen mittelst des kleinen Spiegels das vom blauen Himmel kommende Licht von unten auf den Wassertropfen reflektiren und betrachten die fein vertheilten Schlammtheilchen nun von oben durch das Okular, welches vorläufig mit einem Linienssystem verbunden wurde, welches hundertfache Vergrößerung ermöglicht.

War der Fang ein glücklicher, so erblicken wir statt des vermeintlichen Schlammes hunderte von kleinen merkwürdigen Wesen, die theils kleinen Stäbchen, theils allerliebsten Schiffchen gleichen. Wie Kähe schwimmen sie durch den Wassertropfen, der auf der Glasplatte ausgebreitet wurde, bald rückwärts bald vorwärts steuernd, jedoch stets nach der Richtung der Längsachse. Stellt sich ihnen ein Hinderniß entgegen, kommt ihnen ein munter dahertaumelndes Räderthierchen oder ein plump daher wälzendes Bärthierchen in den Weg, so ändern sie ihren Cours und steuern mit unbeschreiblicher Eleganz einer anderen Richtung zu. Bald hebt oder senkt sich das einzelne Individuum in der Wassersicht, deren Dide der Schneide eines Messers gleichkommen mag, bald schwebt es regungslos wie von einer unsichtbaren Macht gehalten in dem Wasser, so daß wir seine Form genau betrachten können.

Wegen ihrer Bewegungsercheinungen ist man auf den ersten Anblick hin versucht, diese Geschöpfe den Thieren zuzurechnen, allein da die chemische Untersuchung herausgestellt hat, daß das Innere derselben Chlorophyll enthält, jenen grünen Farbstoff, der den Blättern der Pflanzen ihre Farbe verleiht, so ist man gezwungen, sie den Pflanzen beizugesellen. Aus anderweitigen Gründen, deren Erörterung uns hier zu weit führen würde, werden diese Wesen den Algen zugezählt, jenen Pflanzen, deren Körper keine Unterscheidung von Stengeln, Wurzeln und Blättern erlaubt, die in diesem speziellen Falle nur aus einer einzelnen lebenden Zelle bestehen, und die ferner noch die charakteristische Eigenschaft besitzt, sich mit einem festen Panzer von Kieselsäure zu umgeben.

Da dieser Kieselpanzer durchsichtig ist wie Glas, so können wir ihn nicht deutlich wahrnehmen, bevor nicht der Inhalt der Zelle, der braungrün gefärbt und hin und wieder mit gelblichen Tröpfchen durchsetzt ist, vollkommen zerstört wurde. Behufs dieser Operation bringen wir eine größere Quantität des erwähnten Schlammes in ein Porzellanschälchen, gießen Salpetersäure darüber und kochen ihn gelinde über einer Spiritus-

flamme. Die Salpetersäure zerstört sämtliche organische Materie, ohne dem Kieselpanzer zu schaden. Sobald daher der Schlamm farblos geworden ist, halten wir mit dem Kochen inne, setzen reines destillirtes Wasser hinzu und überlassen das Schälchen der Ruhe. Nach einiger Zeit hat sich ein zarter Bodensatz gebildet, von dem wir eine Spur unter das Mikroskop bringen. Es sind die Kieselpanzer, deren Form wir nun genau studiren können.

Bevor wir jedoch die „Wunder“ des Kieselpanzers in Betracht ziehen, wenden wir uns der lebenden Pflanze zu, und zwar zunächst ihrer merkwürdigen Vermehrung. Der erwähnte Kieselpanzer besteht nämlich aus zwei Hälften, welche durch eine feine Naht mit einander verbunden sind, die meistens aus einer weichen Zellhaut besteht und eine Trennung der beiden Schalen gestattet, welche die Zelle umschließen. Zur Zeit der Fortpflanzung nimmt nun der Zellinhalt an Masse zu, die elastische Naht zwischen den Schalen gibt nach, und es erfolgt in der Innenseite die Bildung zweier neuer Schalenhälften, die in Größe und detaillirten Formenverhältnissen mit den beiden alten vollkommen übereinstimmen. Sobald die Schalenbildung vollendet, ist das Einzelgeschöpf zu einem Doppelwesen geworden, von denen jedes eine neue und eine alte Schale besitzt. Nur ein zarter glasartiger Schleim kittet die beiden Zwillinge an einander, aber auch dieser zergeht, und die beiden Geschöpfe trennen sich, um in kurzer Zeit denselben Vorgang zu wiederholen. Von einigen Ausnahmen abgesehen, findet die Vermehrung bei den einzelligen Algen, welche einen Kieselpanzer besitzen, in der so eben beschriebenen Weise statt, und da dieser Prozeß die größte Ähnlichkeit mit der Spaltung eines Individuums in zwei besitzt, so nennt man diese Algen mit dem deutschen Namen Spaltalgen und mit dem griechischen Diatomeen.

Die zur Bildung der beiden neuen Schalen erforderliche Kieselsäure ist in dem Wasser aufgelöst, jedoch kommt auf sechs bis acht tausend Theile Meer- oder Flußwasser nur je ein Theil Kieselsäure. Es muß daher die Diatomee, um so viel Kieselsäure in ihr Bereich zu ziehen, als zur Bildung zweier neuer Halbschalen nothwendig ist, mindestens das sechs- bis achtausendfache von dem Gewichte des alten Panzers an Wasser nach und nach ihrem Organismus zugeführt haben. Wie das geschieht, auf welche Weise die winzige Zelle, die in dem Wasser gelöste Kieselsäure in die feste Form überführt, darüber wissen wir zur Zeit noch nichts; eine Diatomee enthält für unser Erkennen nicht minder schwere Räthsel, als die Sonnensysteme im weiten Weltensraum.

Da die Diatomeen schon in kurzer Zeit nach ihrer Neubildung die Fähigkeit erlangen, sich zu theilen, so geht ihre Vermehrung bis ins Unglaubliche. Eine Rechnung, bei welcher alle ungünstigen Eventualitäten ausgeschlossen werden, ergibt, daß die Nachkommenschaft einer einzigen Diatomee in der zwanzigsten Generation bereits über eine halbe Million betrage, und zwar genügt hierzu schon der geringe Zeitraum von vierzig Stunden. Im Verhältniß zu unserem Erdball will diese Massenvermehrung jedoch wenig sagen, denn um beispielsweise einen einzigen Kubitmillimeter des Polirschiefers von Bilin in Böhmen zu erzeugen, der aus kleinen scheibenförmigen Diatomeen besteht, muß die Nachkommenschaft der Diatomeen nach Ehrenberg es bis auf fünfzig Millionen Einzelwesen gebracht haben. In einem Würfel, dessen Seiten genau ein Millimeter hoch und ein Millimeter breit sind, könnten daher sämtliche Angehörige des deutschen Reiches bequem Platz finden, wenn sie eben nicht größer wären, als die Diatomeen des Biliner Schiefers.

Nicht bloß in unseren süßen Gewässern finden sich Diatomeen vor, sondern auch im Meere und fast überall da, wo genügende Feuchtigkeit vorhanden ist. In allen Welttheilen, so weit Kähe Forscher gelangten, wurden Diatomeen entdeckt, von denen bis jetzt über zweitausend Arten und Abarten bestimmt worden sind, selbst in den Schichten der Erdrinde, welche in vorhistorischer Zeit sich aus dem Wasser ausgeschieden, kommen zahlreiche Kieselpanzer vor. Die Diatomeen, welche wir zu unserer ersten Beobachtung nahmen, fanden sich

an vermodernenden Gräsern, und schon dieser Fundort deutet die Art der Ernährung an. Dem Wasser der Flüsse und der Meere werden Tag aus Tag ein jenseitige organische Stoffe zugeführt, und diese sind es, von denen die Diatomeen ebensowohl leben, wie die Riesen des Urwaldes. Die Pflanze baut aus den Stoffen, welche dem Thiere nicht direkt zur Nahrung dienen können, ihren Körper auf und bietet diesen dem Thiere dar, das in den pflanzlichen Gebilden findet, was ihm zur Ernährung paßt. Wenn wir Glück haben, so können wir unter dem Mikroskope mitunter beobachten, wie die winzigste Pflanze vom winzigsten Thiere verpestet wird.

Gelang es uns nun, eine sogenannte „Amöbe“ mit einzufangen, die nur aus einem Tröpfchen belebten Schleimes besteht, so erblicken wir zuweilen, wie die durchsichtige Masse auf die Diatomee zuschiebt, sie umhüllt und in sich hineinzieht. Sofort beginnt die Diatomee zu verbleichen; in kurzer Zeit nimmt der lebendige Schleimtropfen den gefärbten Inhalt der Alge in sich auf, um alsbald gefärbt, wieder von dem nunmehr entleerten Kieselpanzer abzuschließen. Der Raum, auf welchem dieser Vorgang sich abspielt, ist noch nicht so groß wie der Knopf der kleinsten Stecknadel, und doch ist das Verhältniß der Amöbe zur Diatomee ganz dasselbe, wie das eines Elephanten zu den saftigen Blättern tropischer Gewächse; nur die Portionen unterscheiden sich von einander.

Was den winzigen Geschöpfen an Macht des Einzelwesens abgeht, wird durch die außerordentliche Produktionsfähigkeit ersetzt. Das größte aller lebenden Thiere ist der Wal, und doch ist dieser Koloss indirekt von dem Vorkommen der Diatomeen abhängig. Die Nahrung des Wals besteht aus kleinen Weichthieren, Krebsen und Fischen, namentlich aber aus der sogenannten Waltschnecke, einem kleinen schneckenartigen Meeresthiere, dessen fleischiger Mantel jedoch kein Kalkgehäuse absondert. Die Meere des hohen Nordens sind oft buchstäblich mit diesen kleinen Geschöpfen erfüllt. Das Wasser, in welchem diese Thiere am zahlreichsten gedeihen, ist braun gefärbt und

wird wegen seiner tiefen Färbung von den Grönlandsfahrern als das schwarze Wasser begriffen; denn dort wissen sie aus Erfahrung, ist der Aufenthalt des gesuchten thranliefernden Wals. Die Färbung des Wassers rührt nun nach den Untersuchungen Robert Browns von Myriaden von Diatomeen her, die ihrerseits der Waltschnecke zur Nahrung dienen, welche letztere wiederum das tägliche Brot des riesigen Fischsäugthieres bilden. Das größte Thier und die kleinste Pflanze bilden den schroffsten Gegensatz zu einander, und dennoch ist das mächtige Ungeheuer an die zierliche Pflanze gefesselt, welche die zerfallenden Atome untergehender Organismen emsig für den vielbedürftigen Wal sammelt. So erhält das Unscheinbare seine wichtige Bedeutung, sobald es uns gelingt, den Zusammenhang zu ermitteln, in welchem es mit der übrigen Natur steht.

Ich sprach vorhin von den Wundern des Kieselpanzers, der die Diatomee umschließt, er bietet dem Auge auch in der That Wunderbares dar, nämlich die höchste Formvollendung in der denkbarsten Kleinheit. Betrachten wir die Schiffenalge (*Plourosigma angulatum*), deren Panzer einem zierlich gebogenen Paragraphezeichen gleicht unter starker Vergrößerung, so bemerken wir eine Menge seiner sich kreuzender Streifen, deren Zwischenräume als regelmäßige Sechsecke erscheinen. Da die Länge der Schiffenalge etwa den dreifünfteligen Theil einer Pariser Linie beträgt und hunderte solcher Streifen erkennen läßt, so ergibt sich die kaum denkbare Feinheit derselben, die eben sowohl Erstaunen erregt, wie die mathematische Regelmäßigkeit ihrer Anordnung. Leider ist es unmöglich, den Formenreichtum der Diatomeen auch nur annähernd mit Worten zu beschreiben, nur das läßt sich sagen, daß auch bei ihnen, ebenso wie in der uns sichtbaren Pflanzenwelt die Schönheit herrscht, und so lehrt uns die mikroskopische Welt im Wassertropfen, daß die Idee der Schönheit durch die ganze Schöpfung geht, jene geheimnißvolle Macht, deren Wirkung wir wohl empfinden, die zu erklären aber bis jetzt noch keinem Naturphilosophen gelungen ist.

Ein Besuch in den Solnhofener Steinbrüchen.

Nachdruck verboten.
Sef. u. 11. / VL 70.

Es gibt kleine Orte, die einen Weltruf besitzen, und zu diesen gehört das nur 1000 Einwohner zählende Dorf Solnhofen in Baiern. An der Bahn zwischen Nürnberg und Ingolstadt im lieblichen Altmühlthal gelegen, ist es doch nur wenigen bekannt, die von Norddeutschland hier durch nach München und Italien fahren; denn kein Schnellzug verweilt an dieser Station, von der ein Produkt ausgeht, das bis jetzt nur einmal in der Welt vorhanden ist. Alle die Lithographien nämlich, welche wir an den Wänden hängen sehen, die Landkarten, welche wir in den Atlanten betrachten (soweit sie nicht Kupferstich sind) und die schönen bunten Chromographien, die mit so prächtig leuchtenden Farben jetzt gedruckt werden, sie sind auf Solnhofener Steinen hergestellt worden. Gleichviel, wo der Lithograph auch arbeiten mag: in New-York und London, in Petersburg und Paris, er muß dazu diesen bairischen Stein benutzen, und daher erklärt sich auch der Weltruf, den Solnhofen besitzt.

Aber wie wenige, deren ganzer Lebensberuf auf diese Steine gegründet ist, haben die Brüche, aus denen sie stammen, gesehen; ja die meisten Lithographen wissen von Solnhofen eben nicht mehr, als daß es in Baiern liegt. Da ich nun auch zur Herstellung von Landkarten alljährlich eine erkleckliche Anzahl Solnhofener Steine gebrauche, so beschloß ich mir die Brüche einmal anzusehen. Es war $\frac{1}{2}$ 12 Uhr abends und stockfinster, als ich in Solnhofen ausstieg. Verschlafen und mürrisch warf der einzige am Bahnhof anwesende Beamte die Thüre hinter sich zu, ohne mir nur den Weg nach dem Orte zu zeigen, von dessen Lage ich keine Ahnung hatte. Da stand ich, im strömenden Regen, meinen Koffer in der Hand und wußte nicht wohin. Auf gut Glück trollte ich auf einer durchweichten Straße mit ausgefahrenen Geleisen weiter, bis ich in der Ferne ein Licht erblickte, auf das ich zuging, wie die im Walde verirrtten Kinder im Märchen. Dort hauste ein Weichensteller,

den ich herausklopfte, und der mich denn auch glücklich im bescheidenen Dorfwirthshaus unterbrachte, wo man über die Ankunft eines Fremden ziemlich erstaunt war.

„Ja aber was wollen denn Sie hier?“ fragte die freundliche Wirthin.

„Ich will den D. sprechen, von dem ich Steine beziehe,“ lautete die Antwort.

„Welchen D. denn, wir haben hier deren vierzehn. Meinen Sie den Vitus, den Gallus, den Rochus?“

„Richtig, den Gallus meine ich; bitte bestellen Sie mir den auf Morgen früh.“

Dann stieg ich mit Hilfe eines Stuhles in das hohe Bett und staunte über das Talglück und die Dichtputzschere — Dinge, die ich wohl seit dreißig Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Schon früh nach vier Uhr weckte mich das Hämmern in der nahen Schmiede, und rasch sprang ich aus dem Bett, um einen Ueberblick über den Ort zu erhalten: Ein freundliches Thal, in dem die überbrückte Altmühl floß, zu beiden Seiten das Dorf mit den weißgetünchten Häusern, die mächtig hohen Berglehnen des Thales bis oben bewaldet. Aber keine Spur von der ausgedehnten Thätigkeit, die hier herrschen mußte, war zu erblicken, nichts von den Steinbrüchen zu sehen, denen Solnhofen seinen Ruf verdankt. Daß ich aber am rechten Orte war, erkannte ich an den Fensterjimsen und Tischplatten, den Trottoirs der Dorfstraße, den schönen Fliesen der Flur, ja an den Schweinefäulen, die aus Lithographiesteinen erbaut waren.

Herr Gallus D., nach dem ich gefragt, wartete bereits auf mich, als ich in die mit dem Bildnisse des Kaisers geschmückte Wirthsstube trat, und er ist mir dann ein sehr intelligenter und freundlicher Führer gewesen, dem ich einen großen Theil der nachfolgenden Mittheilungen verdanke. Als

wir durch schöne Buchenwälder hinauf schritten nach dem Plateau, auf dem sich die Steinbrüche befinden, zeigte er mir das „Solloch“ am nahen Reppleinsberge, welches weiland dem frommen Einiebler Sola zum Aufenthaltort gedient haben soll. Der Angelhache Sola war es nämlich, welcher zur Zeit des heiligen Bonifazius in die hiesige Gegend kam, Mönche um sich versammelte und 755 ein Kloster gründete, das von seinem Gründer den Namen erhielt. So weist die Geschichte des Dorfes in eine Zeit zurück, in welcher von vielen vornehmen deutschen Städten, wie Leipzig oder Berlin, noch gar keine Rede war. Das Benediktinerkloster wurde 1534 säkularisiert, Solnhofen wurde protestantisch, kam mit der Grafschaft Pappenheim später an Preußen und erst 1806 an Baiern. Das sind die Geschichtsnotizen, die in jeder Touristenfestschrift fehlen dürfen, und die ich natürlich nicht aus den Quellen erforscht, sondern der „Bavaria“ entnommen habe. Es sieht übrigens blutwenig über Solnhofen in diesem sonst so vortrefflichen Werke, wie man denn auch vergeblich in der Literatur nach irgend einer Schrift über den wichtigen Ort forscht. Nicht einmal die Berichte der Nürnberger Handelskammer, zu deren Distrikt Solnhofen gehört, geben Auskunft über die Produktionsmengen der so berühmten Steine, weshalb ich auch auf alle statistischen Angaben verzichten muß.

Als wir nun unter allerhand belehrenden Gesprächen durch den Wald geschritten und auf dem Plateau angelangt waren, von wo ein herrlicher Blick ins Altmühltal bis nach Pappenheim mit seiner alten Feste uns lohnte, da überjah ich mit einem Male den Sitz der merkwürdigen Steinbrecherei. Auf einem Ranne von mehr als einer Meile Ausdehnung waren die mächtigen Brüche vertheilt, war der Boden durchwühlt, dehnten sich ungeheure Schutthalben aus, stand eine kleine Stadt von Arbeitshäusern, klapperten die Hämmer und Brecheisen. Unwillkürlich mußte ich stannen. Die reisend vermehrte Nachfrage, hervorgerufen durch die gewaltige Ausdehnung der Lithographie, dieser doch erst achtzig Jahre alten Kunst, die weitere Entwicklung derselben durch die lithographische Schnellpresse, das waren die Ursachen, welche diese gewaltigen Aushöhlungen im Schoße der Solnhofener Berge veranlaßten.

Geologisch gesprochen, gehören diese Steine zur oberen Abtheilung der weißen Jura, und es muß ein ganz besonders ruhiges und sanftes Meer gewesen sein, aus dem sie sich so schön horizontal, fein und hell abgesetzt haben. Wo Fische und Krebse als Versteinerungen zwischen ihnen vorkommen, da sind sie mit Schuppen und Schalen auf das zierlichste erhalten, und die Libellen, die hin und wieder zwischen den Schichten eingebettet sind, und die nun nach unermesslicher Zeit seit ihrem Untergange wieder an das Licht gebracht werden, zeigen noch das feine Netzwerk ihrer zierlichen Flügel. Die Mächtigkeit der einzelnen zu lithographischen Steinen tauglichen Schichten zwischen den übrigen Kalkschiefern beträgt nur einige bis höchstens 26 Centimeter; doch liegen viele solcher Lagen in dem 14 bis 37 Meter mächtigen Plattenfalle über einander. Von der ganzen gebrochenen Masse fallen $\frac{2}{3}$ als unbrauchbare „Berge“ ab und $\frac{1}{3}$ sind brauchbar. Von diesem letzteren Theile besteht nur $\frac{1}{6}$ aus lithographischem Stein; $\frac{1}{6}$ liefert Dachplatten und $\frac{2}{6}$ Pflastersteine.

In den theilweise abgebauten Brüchen schreitet man wie auf einem Parquetboden dahin, so eben und horizontal ist der Boden; es ist hier alles anders wie in anderen Steinbrüchen, und von Pulversprengen und Dampfmaschinen keine Rede. Das ganze Werkzeug, von der Hebung des Steines an bis zur Ablieferung desselben in den Eisenbahnwagen besteht aus einigen kleinen Hämmern und einem Stemmeisen. Viel Kraftanstrengung gehört nicht dazu, um die Platten zu heben, die geschichtet wie Blätter eines Buches über einander liegen. Das Stemmeisen wird in die Fugen eingesetzt, ein paar Hammerschläge darauf und die Platte ist lose. Dann fassen, je nach der Größe und Stärke der Platte, zwei bis drei Arbeiter an und heben diese ab. Nun legt man viereckige Holzrahmen auf die Platten, welche als Modelle der Formate dienen, um die Größe der Platte anzugeben und mit kleinen elastischen Hämmern wird nun das Ueberflüssige mit großer Gewandtheit abgehauen. Die rothe viereckige Platte ist fertig; sie wird dann mit Sand, der von Marktbreit am Main kommt, geschliffen und kann nun verwendet werden. Aber bloß die allerfeinsten gleichmäßigen und dichten „blauen“ Platten dienen als gute Lithographiesteine; gelbe geben eine weniger gute Waare. Die dünnen, nur etwa zwei Centimeter starken Platten werden zu Dachschiefern benutzt, andere wieder zu Kliesen für Trottoirs und Malzkeller; die allergrößten, die bis fünf Meter lang und doch vollkommen gleich stark sind, werden von Gerbern gekauft.

Ein Stein, wie der Solnhofener, kommt in der ganzen Welt nicht noch einmal vor. Man hat überall nach ähnlichem Material gesucht, nie aber ein gleichgutes gefunden. Hörte man auch von neuentdeckten Lithographiesteinbrüchen, wie z. B. noch jüngst von Brzozowka bei Kattowitz, so wurde es doch bald wieder stille davon. Die Solnhofener Brüche werden übrigens seit uralter Zeit betrieben; schon der Eichstädter Dom ist aus diesen Steinen erbaut, die jedoch erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts ihre wahre Bedeutung erlangten. Damals erst fand Aloys Senefelder zu München die Lithographie. Der arme Schauspieler, dem man am 6. November des verfloffenen Jahres in München ein Denkmal von Zumbuschs Meisterhand setzte, machte Versuche mit schwarzer Kreide auf die schönen gleichmäßigen Platten, die in München als Bodenfliese dienen, zu zeichnen, und die so erhaltenen Zeichnungen auf Kattun und Papier abzubringen. Nach langen mühseligen Versuchen gelang sein Unternehmen, die Lithographie ward erfunden und für Solnhofen eine neue Quelle ungeahnten Reichthums erschlossen.

Ein Theil der Brüche wird dort durch eine Aktiengesellschaft im größeren Stile betrieben; die meisten aber sind Gemeineigentum. Siebenundsechzig Bauern haben sich darein getheilt und bauen dieselben, wenn auch nicht in der rationellsten Weise aus. Zweihundert Arbeiter finden dort lohnende Beschäftigung; der Verdienst des Arbeiters beträgt etwa drei Mark täglich, und das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist noch ein vortreffliches, fast familiäres, da sozialistische Irrlehren und niederträchtige Aufgehereien ihren Weg hierher noch nicht gefunden haben.

Richard Andree.

Vor dem Sturm.

Historischer Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Das erste Gefühl, als Berndt den Brief aus der Hand legte, war das des tiefsten Dankes. Renate umarmte und küßte den Vater, und der Schorlemmer, die nie weinte und stolz darauf war, fielen die Thränen auf die gefalteten weißen Hände. Sie hatte kein Wort, und selbst ihre Sprache versagte ihr.

Lewin lebte; noch also war Hoffnung. Aber eine rechte Freude wollte trotz alledem nicht aufkommen, und wenn alle bis dahin von dem Schreden beherrscht gewesen waren, ihn vielleicht schon verloren zu haben, so beherrschte sie jetzt die Furcht, ihn jeden Augenblick verlieren zu können.

So verging eine halbe Stunde; Renate hatte das Zimmer

verlassen, um auf dem Schulzenhofe nach Marie, die Schorlemmer, um nach der Wirthschaft zu sehen. Denn was auch geschehen möge, das Herdfeuer brennt und mahnt uns an den Anspruch und das Recht des alltäglichen Lebens. Berndt war allein geblieben; er sann und plante, und verwarf wieder. Als die Stuhuhren eben zwei schlug, meldete Zecke, daß angerichtet sei. Wie gewöhnlich, seitdem Besuch im Hause war, war in der Halle gedeckt worden. Damm trat auf Biewitz zu, um ihm zu der „guten Zeitung“ zu gratuliren; aber es klang frohlich. Jeder konnte den Zweifel heraus hören, nicht an der Sache selbst, aber an ihrem Werth. Man setzte sich;

Rachdruck verboten.

Bel. d. II. / VI. 70.

Berndt fragte nach Marie, nach Kniehase, nach Rysfelmann; bald aber hob er die Tafel auf, da aller Anstrengungen unerachtet, nur wenig gesprochen worden war. Alles erschien ihm wie Veräumniß, ehe man nicht wenigstens einen Plan verabredet hatte. Er zog sich in sein Arbeitskabinett zurück und ließ ein Viertelstunde später die Herren bitten, ihm dahin folgen zu wollen.

In dem Zimmerchen war es inzwischen freundlicher geworden; ein Feuer brannte, und der alte Mantel, der über der Lehne gehangen hatte, hing jetzt am Kiesel. Der alte General und Hirschfeldt erschienen zuerst, nach ihnen Tubal. Alle drei zu plaziren würde bei der Enge des Raumes nicht leicht gewesen sein, wenn nicht Bammie, der es warm liebte, dicht an den Ofen gerückt wäre. Hier saß er mit untergeschlagenen Füßen und rauchte, mehr einem Götzenbilde als einem Menschen ähnlich.

Zecke reichete Kaffee, nach dem jeder begierig war. Und wirklich, die Tassen waren kaum geleert, als eine bessere Stimmung Platz zu greifen begann. War denn die Lage wirklich so hoffnungslos? Nein, Berndt nahm das Wort und sagte, daß er in der Furcht der Franzosen, in ihrer mutmaßlichen Ehen vor einem zweiten zu statuierenden Exempel, den besten Theil seiner Hoffnung sähe. „Girard oder Journier,“ so schloß er, „macht keinen Unterschied; sie wissen, das ihre Tage hier herum gezählt sind, und werden sich hüten, den schon straffen Bogen noch weiter zu überspannen.“

Bammie wollte von diesem Troste nichts wissen; Hirschfeldt widersprach nicht geradezu, sah aber alles wirkliche Heil nur in einem selbstständigen Vorgehen. So lange der Hals in der Schlinge stecke, widerholte er, sei von Sicherheit keine Rede; ein Ungefahr, eine Laune, und die Schlinge ziehe sich zu. „Können wir uns auf Turganys Brief verlassen (und ich glaube, daß wir es können), so treten die Kärntner Herren nicht eher als morgen Mittag oder Nachmittag zusammen. Selbst wenn die Würfel schwarz fallen, woran leider nicht zu zweifeln, so haben wir vor übermorgen früh nichts zu befürchten. Hüßlaben sind Früh- und Morgensache. Das ist so alter Brauch. Was also unererbt zu geschehen hat, muß diese Nacht geschehen oder in der nächstfolgenden. Diese Nacht unmöglich, vorausgesetzt, daß wir der Mitwirkung unserer Leute dazu bedürfen. Auch die besten halten solche Schlappen nicht aus. Also morgen; morgen Nacht.“

Berndt und Bammie waren einverstanden, auch damit, daß man es mit List versuchen wolle. Hoppenmarielen sollte dabei helfen. Diese, wie Berndt sehr wohl wußte, lebte mit der Kärntner Garnison auf dem allerbesten Fuße; war sie doch jedem einmal mit Lauf oder Kuppel zu Diensten gewesen. Westfalen oder Franzosen machten dabei keinen Unterschied, ja die letzteren hatten eine besondere Vorliebe für sie, und gestatteten ihr, um ihrer grotesk-komischen Erscheinung oder vielleicht auch um ihrer gemuthmaßten Geisteschwäche willen überall hin Zutritt. Daß Hoppenmarielen selbst, eitel und abenteuerfüchtig wie sie war, gegen Uebernahme der ihr zugetheilten Rolle Bedenken erheben würde, daran war gar nicht zu denken; eine andere Frage blieb freilich, ob ihr auch in allen Städten zu trauen sei. Man ließ dies indessen fallen, und Berndt schickte nach dem Forstader, um sie herbeizuholen zu lassen. Aber sie war von ihrem gewöhnlichen Tagesmarsche noch nicht zurück. So wurde beschossen, die Besprechung mit ihr bis auf den andern Morgen zu vertagen. Bammie wollte dabei zugegen sein.

Hiernach trennten sich alle und zogen sich auf ihr Zimmer zurück. Was noch zu thun war, waren Dinge, die sich mit Kniehase besser als mit jedem anderen erledigen ließen; dieser kam denn auch, beschaffte und ordnete alles Nöthige, und war bei Dunkelwerden wieder auf dem Schulzenhofe zurück.

Sein erster Gang, als er wieder daheim war, war zu Marie, bei der er, seiner eignen Wunde wenig achtend, den größten Theil des Tages zugebracht hatte. Er setzte sich auch jetzt wieder an ihr Bett und horchte und fragte; ihr aber, als sie diese Fragen hörte, kam der stille Vorwurf zurück, in allen vorausgegangenen Stunden immer nur an Lewin und nicht ein einziges Mal an ihn gedacht zu haben, an ihn, der jetzt so

lieblich zu ihr sprach, und vom ersten Tage an nur Güte und Nachsicht für sie gehabt hatte. Sie klagte sich ihrer Selbstsucht an und vergoß bittere Thränen. Er aber wollte davon nichts wissen und wiederholte nur einmal über das andere: „Daß, Kind; das ist die Jugend.“ Und dann beruhigte sie sich und ließ sich wieder erzählen. Ach, wie schlug ihr das Herz höher, als sie von Turganys Brief hörte: Othograven war todt, aber Lewin lebte. Und das war alles! Dieselbe Selbstsucht, deren sie sich eben bezichtigt hatte, war wieder da. Und sie wußte es kaum.

Ihre Stirn wurde gekühlt; der Blutverlust aus der Wunde galt für ein gutes Zeichen, und ihr Befinden war nicht schlecht. Sie lächelte vor sich hin, wenn Bammies und Ruzes Erwähnung geschah. Erst gegen Abend stellte sich Fieber ein und sie begann nun leise vor sich hin zu sprechen: „Wenn nur Othograven da wäre, . . . der würde helfen; . . . mir zu Liebe.“ Und dann nannte sie des alten Füllgrafs Namen, und dann den des alten Kärntnerischen Kasellans, der ein Vetter von den Kümmerhans war, und den sie nun inständigst bat, den „jungen Herrn“ in seinem Schloß zu verhaften, „mitten im großen Saal, da würde ihn niemand suchen.“

So vergingen die Stunden, und die Bilder drehten sich im Kreise. Aber eine Stunde nach Mitternacht ließ das Fieber nach, und sie schlief ein.

LVIII. „Dat möten wi.“

Es war noch nicht sieben am andern Morgen, als Hoppenmarielen in ihrem gewöhnlichen Anzuge die Dorfstraße herauf kam. In Front des Herrenhauses bog sie nach rechts hin ein und musterte die lange dunkle Fensterreihe. Nur in den zwei Eckfenstern des ersten Stockes war Licht. „He is all bi Weg,“ sagte sie und schritt auf die Glasthür des Hauses zu.

Und sie hatte recht gesehen. Berndt war schon seit einer Stunde auf und saß oben in seiner Amts- und Gerichtsstube. Mit ihm Bammie, der, nach einem ersten Versuche, sich wieder in Nähe des stark überheizten und beinahe glühenden Ofens zu plaziren, schließlich seinen Rückzug auf das Fenster hin hatte nehmen müssen. Von diesem aus sah er jetzt Hoppenmarielen über den Hof kommen. Er war in einem Kostüm, das kaum minder auffällig als das der alten Forstaderhege, selbst Berndt einen Augenblick in Erstannen gesetzt hatte: enger schwarzer Schlafrock von Sammetmanchester, rother Wollshawl und gelbe Fischehufe. Dazu die kurze Morgenpieße.

Und nun klopfte es.

„Herein!“

Die Alte trat ein, blieb aber — mit ihrer Kiepe sich an die Thürpfosten lehrend — in respektvoller Entfernung von ihrem „gnädigen Herrn“ stehen, mehr aus Gewohnheit als aus Furcht, da sie wohl gemerkt hatte, daß man ihrer bedürfe.

„Dag, gnäd'ger Herr,“ sagte sie mit ihrer tiefen und rauhen Stimme, und nickte, als Berndt ihren Gruß erwidert hatte, mit derselben Vertraulichkeit nach der Fensterede hinüber. „Dag, General.“

„Kennst Du mich denn?“ fragte dieser, und blies behaglich ein paar Wölkchen aus seinem Meerfchaum.

„I, wat wihr is denn uns'n lütten General nich kennen? Ik wihr jo mit bi de Revü. Un hebb' oof allens siehn: Ruzen un sine Piken, un den diden Froghagenschen mit sine Füerstut'. Zott, wi seeg de ut! Un dem Drosselstein sine rote Pöfftut' mit de lange Been'. Ne, Generalken, dat wihr niz för Se.“

„Da hast Du Recht, Hoppenmarielen. Ich seh', Du hast einen guten Blick, und das nächste Mal werd' ich Dich fragen.“

Sie lachte. „Dat dohn Se man, Generalken. De Dummen, so as wi id, de sin immer de kloffen.“

Berndt sah, daß er das Gespräch unterbrechen müsse, denn solche Vertraulichkeiten waren gerade das Letzte, was er brauchen konnte. „Stell Deine Kiepe hin, Marielen, und tritt hier an diesen Tisch. Hierher, daß ich Dich besser sehen kann.“

Sie verlor einen Augenblick ihre sichere Haltung, brumnte allerhand unverständliches Zeug, und that dann wie ihr geheißen.

„Du weißt, Hoppenmarieten —“

„Ich weet.“

„Und Du weißt auch, daß sie kurzen Prozeß machen. Der Conrector ist erschossen auf dem Lohhof, da wo die große Pappel steht. Ein Wunder, daß sie Lewin noch aufgespart haben. Aber wie lange? Sie haben ihn nach Küßrin gebracht, und wir müssen ihn frei kriegen.“

„Dat möten wi, dat möten wi.“

„Und Du sollst helfen.“

„Dat will id.“

„Gut, so steck dies Knäuel ein und spiel' es ihm heimlich zu. Er sitzt auf Bastion Brandenburg; Wende hat mir's gestern Abend geschrieben. Uebereile nichts, laß Dir Zeit, und wenn es Mittag wird. Aber sei schlau, so schlau wie Du sein kannst, wenn Du willst, und vergiß nicht, es hängt Leben und Sterben dran.“

„Ich weet, id weet.“

Der alte Wigewij schwieg eine Weile, während welcher Zeit Hoppenmarieten das Knäuel in ihre Kiepe packte; dann fuhr er fort: „Und nun tritt noch einmal hierher und poß auf und höre, was ich Dir zu sagen habe.“

Hoppenmarieten gehorchte.

„Hier, wo Du jetzt stehst, hier hat Lewin für Dich gebeten, und weil er für Dich bat, und blos deshalb hab' ich Dich laufen lassen. Sonst sähest Du jetzt bei Wasser und Brot. Und das schmeckt Dir nicht. Du hast gern was Gutes.“

„Jo, dat hebb' id.“

„Sprich nicht. Du sollst mich hören. Und so sag' ich Dir denn: sieh Dich vor. Ich habe viel Nachsicht und Geduld mit Dir gehabt und die Augen öfter zugemacht als Recht war, aber wenn Du wieder doppeltes Spiel spielst, so sei Dir Gott gnädig. Kobold, ich trete Dich unter die Füße und wüрге Dich mit diesen meinen Händen.“

Er hatte diese Drohung in innerster Erregung gesprochen; aber ihre Wirkung auf Hoppenmarieten war nur gering. Sie schüttelte blos den Kopf, und ohne sich im übrigen im geringsten eingeschüchtern zu fühlen, wiederholte sie nur immer: „Gnäd'ge Herr, de junge Herr!“ und salutirte dabei mit ihrem Hakenstode, zum Zeichen, daß man sich auf sie verlassen könne. Es war dies auch besser und bedeutete mehr, als wenn sie bekräftigungshalber ihre Schwurfinger erhoben hätte. Dann griff sie wieder nach der Kiepe, lehnte den Rath, der ihr noch gegeben wurde, „sich womöglich an die Westfalen zu machen“, mit der Bemerkung ab: „Ne, id geih to de lütten Franzosen; de passen nich upp,“ und verließ einen Augenblick später das Zimmer. Erst als sie zwischen den zwei Abfahrtspeilern war, machte sie noch einmal mit militärischer Promptheit Kehrt, und grüßte nach dem Eckfenster hinaus. Wußte sie doch ganz bestimmt, daß der alte General ihr nachgesehen habe. Dieser lachte denn auch, nahm seinen kleinen Meer'schaum in die Linke und warf ihr mit der Rechten Küßfingerchen zu.

„s bleibt doch ein Prachtexemplar, Wigewij,“ sagte er. „Ich wollte, ich hätte so 'was in Groß-Quirlsdorf.“

Berndt schwieg und stützte den Kopf. Nach einer Weile sagte er: „Bamme, Sie sind ein Menschenkenner. War es nicht gewagt, unser Spiel auf diese Karte zu setzen? Können wir ihr trauen?“

„Unbedingt.“

„Und warum? Weil ihr altes Hegenberg an Lewin hängt?“

„Vielleicht auch deshalb. Etwas muß das Herz haben. Und je weniger, desto fester hängt es dran. Es stirbt dafür. Gut oder böse macht keinen Unterschied.“ Berndt nickte.

„Aber,“ fuhr Bamme fort, „das ist es nicht, weshalb ich ihr traue. Ich trau' ihr, weil sie klug ist. Wissen Sie, was sie jetzt denkt?“

„Nun?“

„Die Franzosen werden nicht ewig im Lande Lebus bleiben, aber die Wigewige noch lange.“

„Und?“

„Und Bündnisse schließt man nur mit Dauermächten. Auch wenn man Hoppenmarieten heißt.“

LIX. Im Weiskopf.

In denselben Stunden, in denen der über Lewins Gefangenschaft Auskunft gebende Brief den Weg von Frankfurt nach Hohen-Viez hin machte, machte Lewin in Person den Weg von Frankfurt nach Küßrin. Nur die Breite des Flusses lag zwischen ihnen, und der alte Nyßelmann, wenn er scharfer zugehien hätte, hätte die französischen Eskorte-Mannschaften erkennen müssen, die drüben an neumärkischen Ufer ihre Straße zogen. Es waren Voltigeners, ausgehuchte Leute, die man unter dem Befehl eines alten, schon in Spanien gedienten Sergeanten gestellt hatte. Und solche Vorsichtsmaßregeln waren mit gutem Grunde getroffen worden, denn hatten es die Russen auch tags zuvor an gutem Willen und jedenfalls an Worthalten fehlen lassen, so waren sie doch in der Nähe, durchschwärmten die Neumark und machten sich recht eigentlich eine Aufgabe daraus, kleine feindliche Commandos wegzufangen. Das erbeichte nur geringe Opfer und machte von sich reden. Dieser Sachlage waren sich die Begleitmannschaften auch voll bewußt und liefen es, um eintretenden Falls nicht ohne Fürsprache zu sein, an Aufmerksamkeit gegen ihren Gefangenen nicht fehlen, da sie fürchten mußten, jeden Augenblick selber Gefangene zu sein.

Aber ihre Befürchtungen erfüllten sich nicht; die Kosaken, nach denen auch Lewin von Zeit zu Zeit ausgehien hatte, kreuzten nirgends ihren Weg, und nachdem um Mittag die Kirch-Göriger ausgebauten Häuser und bald darauf auch die Pulvermühlen von ihnen passiert worden waren, trafen sie Punkt zwei vor der Festung ein und lieferten ihren Gefangenen auf dem alten Küßriner Schlosshof ab. General Journier d'Albe that ein paar Fragen, die trotz aller Kühle doch Theilnahme verriethen, musterte die schlante Gestalt Lewins und gab dann Befehl, ihn auf dem „Weiskopf“ unterzubringen.

Lewin erschrak, als er diesen Namen hörte.

Der „Weiskopf“ war ein auf Bastion Brandenburg stehender Rundthurm, eigentlich nur das maunshohe Fundament eines solchen, von dem die Sage ging, daß es zwei, drei Tage vor der Hinrichtung klattes als Schaffet für diesen aufgemauert worden sei. Diese Sage war nun freilich durch einige lebnisliche Spezialhistoriker, darunter auch unsern Seidentopf, als nicht stichhaltig nachgewiesen worden; aber stichhaltig oder nicht, die bloßen Vorstellungen, die sich an diese Verlichkeiten knüpften, reichten gerade hin, den Gedanken eines vor einem Kriegsgericht Stehenden eine sehr trübe Richtung zu geben.

Und nach diesem „Weiskopf“ hin wurde Lewin jetzt abgeführt. Ein Gefreiter und zwei Mann nahmen ihn in ihre Mitte, und unser Gefangener fürchtete schon den Rest des Tages und vielleicht auch die Nacht in einem kellerartigen Gewahrsam zubringen zu müssen, als er im Näherkommen zu seinem Troste wahrnahm, daß auf dem maunshohen Unterbau des Thurmes noch ein nicht unfreundlich aussehendes, aus Fachwerkwänden aufgeführtes Thurmhäuschen stand, an das sich von außen her eine Holzterrasse lehnte, acht oder zehn halb ausgebrochene Stufen.

Und vor diesen Stufen hielt jetzt das Commando. Der Schlüssel zu der kleinen eisenbeschlagenen Oberthür fehlte, fand sich indes schließlich, als der Kastellan vom Schloß her herbeigeholt worden war, der nun öffnete und den Gefangenen eintreten ließ. Der Alte, so lange der Gefreite da war, zeigte sich einsilbig und mürrisch genug; Lewin aber, aller mangelnden Menschenkenntniß unerachtet, konnte doch leicht erkennen, daß dieses einsilbig mürrische Wesen nur äußerlich angenommen war. Er durfte sich in der Folge und unter vier Augen mehr Entgegenkommen von dem Alten versprechen. Vorläufig schloß dieser wieder ab, schob zum Ueberfluß noch einen Niegel vor, und folgte dann dem abrückenden Wachcommando.

Und nun war unser Gefangener in seinem Thurmzimmer allein. Aber war es denn ein Zimmer? Die Mansardenstufen der alten Hulen hatten ihn nicht verwöhnt, und doch waren es Palasträume, verglichen mit diesem ersten Stockzimmer im „Weiskopf“. Es hatte fünf Schritte im Quadrat, und wenn er sich aufrichtete, berührte seine Filzklappe die Decke. „Wie lebendig begraben!“ sagte er, und schritt auf das Fenster zu, um wenigstens frische Luft einzulassen. Der rechte Flügel, den er



Originalzeichnung von Ernst Bösch.

Sedanfestzug.

Wir bringen unseren Lesern heute die Darstellung eines Sedanfestzuges, der die Ehre hatte, vor Seiner Majestät dem Kaiser vorüber zu marchieren. Unter den prächtigen Aufzügen, die ihm während des vorjährigen Festes in Maffaffen zu Düsseldorf vorgeführt wurden, befand sich nämlich auch der heute vor uns reproduzierte. Jubelnd und die schwarz-weiß-rothen Fahnen schwenkend, zieht die kleine Schar unter der Führung des Schulmeisters aus dem Dorfe hinaus, dem Walde zu. „Fest steht und treu die Nacht am Rhein“ geist der Schulmeister, und „Fest steht und treu die Nacht am Rhein“ singen die Kinder.

Es ist ein glücklicher und richtiger Gedanke, daß wir unser Nationalfest in erster Reihe auch ein Kinder- und Jugendfest sein lassen, denn auf ihr beruht doch die Hoffnung, daß, was die Väter in heiligem Kampfe errangen, auch bewahrt bleiben wird im Drang und Ansturm der Feinde. Hier haben vor allem Kirche und Schule einzutreten, um dem Fest eine Weihe zu verleihen, die es weit über das gewöhnliche

Schulfest erhebt. In der Kirche verkünde der Geistliche den empfänglichen Kinderherzen die erhebende Lehre: „Der Herr hat Großes an uns gethan“; draußen im Walde, auf dem Spielfeld, weise der Lehrer darauf hin, wie Zucht und Gehorsam es waren, die nächst des Allmächtigen Hilfe die Schlachten schlugen, in denen das Reich erlöpft wurde. Aber nicht nur die Jugend ist an diesem Tage besonders empfänglich für die Lehre, daß deutsches Volksthum nicht ohne Frömmigkeit sein kann, auch die Herzen der Erwachsenen sind heute der Verklündigung der großen Thaten Gottes besonders geöffnet. Wenn ihre Erinnerung zurückkehrt in jene Tage blutigen Ringens, dann fühlen sie es wohl, daß nicht philosophische Erwägungen es waren, die sie muthig den feindlichen Geschossen entgegenreten ließen, sondern der Glaube an den Gott, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte fällt.

Wäge das Sedanfest aller Orten in diesem Sinne begangen werden und reiche Früchte tragen.

zuerst öffnete, hing nur in der oberen Gasse, so daß er ihn um des Windes willen, der wehte, rasch wieder schließen mußte; mit dem linken Flügel aber erging es ihm besser, und er hatte das Fensterstäbchen ein, und sah nun den Fluß und das Land hinaus, das als ein Bild winterlicher Schöne vor ihm lag. Und alles in dem Bilde kannte er, und alles war ihm wohl vertraut. Da nach links hin die weite Fläche mit den Weidenbüschen am Ufer, das war die Krampe, wo die Kirch-Göriger ihre Schlacht geschlagen hatten, und dahinter, an den Kuffeln erkennbar, lief der Hohlweg, den er, als er mit Tubal von Dr. Faulstich kam, bei halbem Dunkelwerden passiert hatte. Und nun gar nach rechts hin ins Bruch hinein! Da dehnten sich, nur durch Pappelwege verbunden, die Gorgaster und Neumanschnower Gehöfte, und mitunter war es ihm, als sähe er den Hohen-Vieher Thurm und das Kreuz darauf, blühend in der Nachmittagssonne. Lange hing er dem Bilde nach, dann zog er den Fensterflügel wieder heran, und durchmaß den engen Raum.

Fünf Schritt. In der Duere noch weniger, denn hier

stand eine Bettlade. In dieser lagen vier, fünf Bretter, und zu Füßen lehnte ein Binsensstuhl, tief eingeseffen, mit einzelnen nach unten hängenden Halmen. Sonst nichts; nur ein paar eingekragte Herzen an der Wand, und vier, fünf Namen darunter. Französische Namen. Also Neues, nichts Altes, nichts aus den Katte-Tagen her, und Lewin war so trostbedürftig, daß er in diesem geringfügigen Umstand einen Trost für seine bedrückte Seele fand.

Eine Stunde mochte vergangen sein, als er wieder Tritte draußen hörte, und gleich darauf den Alten eintreten sah, der inzwischen den Namen seines Gefangenen erfahren hatte, und nun kam, um sich nach den Wünschen des „Junfers“ zu erkundigen. Der General, so verschwor er sich, habe alles erlaubt, und was er nicht erlaubt habe, darüber würden zwei Landsleute doch miteinander reden können. „Nicht wahr, Junferchen? Und dann, Junferchen, es wird nichts so heiß gegessen, wie es vom Feuer kommt. Und der letzte Trost ist immer, „einen Tod kann der Mensch bloß sterben“.

„Ja,“ sagte Lewin, „aber wann?“

„Ei noch lange nicht. Ihr Saub, Junkerchen, ist noch nicht durch. Bei Ihnen hat die Predigt erst angefangen. Und, Junkerchen, der Saub muß durch, eher ist es mit keinem nicht vorbei.“

Lewin dankte dem Alten für seinen Zuspruch, und bat ihn um ein Nachtessen, was es sei, am liebsten eine Suppe. Aber nicht vor sieben Uhr. Wenn er ein Buch habe, so solle er es ihm schicken; er wolle sich ans Fenster setzen, so lang es noch Tag sei, und sich die Zeit mit Lesen vertreiben.

Der Alte versprach alles, und nicht lange — die kleine Schloßthurmkuhr schlug eben vier — so wurden draußen Stimmen laut, und ein Klappen wie von Holzspantinen ließ sich auf den Treppentufen vernehmen. Gleich darauf öffnete sich auch wieder die kleine Thür, und ein breitschultriger, allem Anscheine nach auch riesengroßer Chasseur à pied — der, vorn übergebückt, sich abmühte, ein breit zusammengeschnürtes Bündel durch die zu schmale Thüröffnung hereinzuziehen — wurde von hinten her sichtbar. Ein altes Weib, mit vielem Kupfer im Gesicht, stand noch auf den Stufen draußen und schob nach. Endlich war das Bündel durch, und der Chasseur machte jetzt Front und begrüßte den Gefangenen mit einem halb gut gelauten, halb spöttischen: „Bon jour, camarade“, in gleichem Tone hinzuzuegen: „Voici votre équipage!“

Lewin erwiderte den Gruß und musterte den jetzt aufrecht vor ihm stehenden Chasseur, der in seiner ganzen Haltung und Ausstaffung als ein vollkommener Typus südfranzösischer Ronchalance gelten konnte. Sein Collet stand offen, während seine beiden Füße in großen, mit Stroh gefütterten Holzschuhen steckten; offenbar ein gutmüthiger renommiertischer Gasconner, der, um anderweitig dienstfrei zu werden, den Kaskatterdienst im Schloß übernommen hatte.

„Madame de Cognac“, wandte er sich jetzt an die noch immer auf der Treppe stehende Alte, „s'il vous plait! Komme Sie herein, Madame, und knüppre Sie auf.“ Lewin lächelte. „Oui, monsieur; knüppre Sie auf; c'est tout-à-fait allemand. O ich gelernt habe gut Deutsch. Moi. N'est-ce pas, Madame?“

Diese nickte. „Vous voyez, Monsieur, notre chère marquise de Chaudéan a consenti.“

Während dieses Gesprächs war denn auch wirklich das Bündel aufgeknotet worden, und der Chasseur und seine Begleiterin mühten sich jetzt gemeinschaftlich ab, ein Lager für den Gefangenen herzustellen. Und nun waren sie fertig damit: ein Strohsack, ein Segraspflügel, und ein verjüngter Mantel mit Otterfellkragen, den der alte Kastellan, da Betten oder Dedden im ganzen Schloß nicht mehr aufzutreiben gewesen waren, aus seinem eigenen Kleiderschrank hergegeben hatte. In dem großen Bündel hatten sich übrigens auch noch drei Bücher befunden, die jetzt von Seiten des Chasseurs unter affectirt respectvollen Verbeugungen „et avec les compliments de Monsieur le Châtelain“ an Lewin überreicht wurden. „Et à sept heures le souper.“

Darnach klappten wieder die Pantinen auf der Treppe draußen, und das Kanderwelsch mit der Alten setzte sich fort, bis es in dem Winde, der über Bastion Brandenburg hinstrich, verklungen war. Lewin rückte den Stuhl ans Fenster, um in die drei Bücher hineinzusehen, die der Kastellan ihm geschickt hatte. Zwei schwarzgebunden mit citronengelbem Schnitt waren, was sich erwarten ließ, Bibel und Gesangbuch. Aber das dritte! Es war nur ein Büchlein, zwei Pappdeckel mit marmorirtem Papier, an den Ecken abgestoßen. Und nun las er: „Bericht des Majors von Schad über des Lieutenants von Kette Dekapitation, 6. November 1730.“ Das hatte der Alte schlecht getroffen. Es überließ unseren Gefangenen eiskalt, und er legte die Bibel darauf, daß er es nicht sähe. Lange, lange Stunden.

Er ging wieder auf und ab und zählte. „Erst tausend Schritt.“ Endlich schlug es sieben. Es war ihm ein unangenehmer Gedanke, den Gasconner noch einmal eintreten zu sehen, aber statt seiner erschien der alte Kastellan selbst und brachte das Nachtessen: eine Suppe aus Brotrinden und Hagebutten gekocht. „Nun, Junkerchen, da haben Sie was Warmes. Das Brot, das haben die Franzosen gebacken, aber die Hagebutten, die sind aus Markgraf Hansens seinen Röhngarten, und meine Lene, was meine jüngste ist, die hat sie selber gepflückt. Es war ein rechtes Hagebuttenjahr. Hören Sie, Junkerchen, auch

für die Franzosen; aber die haben die Hagebutten gekriegt.“ Und dabei setzte der Alte den Suppentopf und eine Stalllaterne, in der ein Lichtstumpfen schwebte, vor Lewin nieder, und sagte, während er schon halb in der Thüre stand: „Und nun Gott befohlen, Junkerchen. Es kommt, wie's kommt. Und blasen Sie gleich aus; denn Licht darf nicht sein. Es geht mir sonst an Kopf und Kragen. Hören Sie, gleich ausblasen.“

Lewin hatte Hunger, und der würzige Duft that seinen Sinnen wohl. Aber er konnte nicht essen. Es war nicht der verzinnte Löffel, der so bitter schmeckte, es war die Todesfurcht, die sich ihm auf die Zunge legte. Er stellte den Kopf aus der Hand, löschte das Licht und warf sich auf das Bett. In Liegen empfand er, daß ihn die Uhr drückte, und er nahm sie heraus, um sie neben sich auf den Binsensstuhl zu legen. Dann erst wickelte er sich in den Mantel, zog den Kragen bis unter das Kinn, und sah von seinem Rissen aus auf die Sterne, die matt durch die kleinen Fensterscheiben zu ihm her flimmerten. „Und kann auf Sternen gehn“, klang es in seiner Seele immer leiser, immer ferner, und darüber schlief er ein.

Er schlief fest, viele Stunden lang; der überanstrengte Körper verlangte sein Recht. Aber gegen Morgen begann er zu träumen. Er sah eine Schlittenfahrt und hörte das Läuten der Glocken, und als die Schlitten hielten, war es vor einem alten Rundbogenportal, durch das winterlich in Mäntel und Muffen gekleidete Paare in ein hochgewölbtes Schiff eintraten. An den Pfeilern hingen vertrocknete Kränze mit langen Bändern, die sich im Jugwind bewegten, und zwischen diesen Pfeilern hin schritten alle, unter denen auch die schöne Matuschka war, auf den Altar der Kirche zu. Und als sie nun dicht heran waren, begann die Orgel zu spielen. Aber in demselben Augenblicke wandelte sich das Bild, und die grauen Steinpfeiler wurden zu weißgetünchten Holzsäulen, um die grüne Quirlanden gewunden waren. Und auch die Frauen waren nicht mehr dieselben, andere waren es, sommerlich gekleidete mit Blumen im Haar, und alle folgten einem voranschreitenden Paare, das er nicht erkennen konnte, denn er schritt hinterher, und erst als er den Altar erreicht hatte, vor dem ein Grabstein lag, sah er, daß er es selber war, der an dieser Stelle getraut werden sollte. Aber er wußte nicht mit wem, denn die Braut war über und über in einen weißen Schleier gehüllt, und auf dem weißen Schleier leuchteten goldene Sterne. Als nun aber die Orgel schwieg, und der Geistliche nach dem „Ja“ fragte, da schlug die Braut den Schleier zurück, und statt des „Ja“, das ihm auf der Lippe war, sagte er: „Marie.“

Er mußte das Wort laut gesprochen haben, denn er fuhr auf, als ob er eine schwindende Erscheinung festhalten wolle. Wo war er? Er sah den Sternenhimmel und sählte den von seinem eigenen Athem feucht und eilig gewordenen Mantelkragen. Und allmählich stieg die ganze furchtbare Wirklichkeit vor ihm herauf, und er lauschte, ob er nicht schon den Tritt eines ihn abholenden Wachkommandos hören könne. Wußte er doch, daß die Morgendämmerstunde für solche Scenen sei.

Aber was war die Stunde? Er griff nach der Uhr und ließ sie repetiren. Fünf. Das war noch zu früh; es konnte nicht vor sechs geschehen. Also noch eine Stunde Leben, aber auch noch eine Stunde Tod, und er wünschte sich die Minuten weg, um Gewißheit zu haben. Das letzte, das Schreckliche konnte nicht so schrecklich sein wie diese Qual. Er sprang auf, öffnete das Fenster und sog begierig die Nachtluft ein, aber umsonst; er sah alles wie es kommen mußte, und rief Gott an, nicht mehr um sein Leben, das war hin, sondern um Kraft in seiner letzten Stunde. „Nur nicht gemein aus diesem Leben gehen!“ Und dann sah er wieder nach Hohen-Biez hinüber, nach dem Flecken Erde, das ihm vor allem theuer war, und er winkte und grüßte mit der Hand. „Lebt wohl, all ihr Geliebten.“ In diesem Augenblicke schoß ein Lichtstrahl am östlichen Himmel auf und verschwand wieder. Es war der erste Bote, den der Tag sendet, lange bevor er selber mit seinem goldnen Wagen heranzieht. „Soll es mir ein Zeichen sein?“ Und er wurde ruhiger.

Sechs Uhr. Der Tritt keines Wachkommandos wurde draußen hörbar, und so festigte sich in ihm die Ueberzeugung, daß

er wenigstens diesen Tag noch zu leben haben werde. Und ein Tag war viel; was konnte dieser eine Tag nicht alles bringen? Und er sprach wieder die Strophe vor sich hin, die schon einmal in allerträufster Stimmung ihn aufgerichtet hatte:

„Goffe, harre nicht vergebens,
Zähle Du der Stunden Schlag;
Wechsel ist das Loos des Lebens
Und es kommt ein andrer Tag.“

Ja, ja, hoffe, harre. Ein Tag noch, ein ganzer Tag noch! Und dieser Tag lag jetzt vor ihm wie das Leben selbst, und er sah ihm entgegen, als ob er ihm eine Welt von Ereignissen bringen müsse.

Was er ihm aber zunächst brachte, war nur wieder der Chasseur, dessen ohnehin unsoldatischer Aufzug durch einen an seinem linken Arm hängenden Deckelforb eher noch gesteigert worden war. „Bon jour, Monsieur de Vietzowitz. Pardon, si ce n'est pas tout-à-fait correct. Mais votre nom, c'est un nom difficile.“ Lewin bestätigte.

„Voici votre café. Un bon café, sans doute. Cela veut dire: de la chicorée. Mais qu'importe! c'est un café allemand.“

Unter diesen und anderen Worten, denn er zählte zu den Schwaghastigen, hatte der Chasseur den Deckelforb geöffnet, und den braunen Buzzlauer Topf auf das Fensterbrett gesetzt, unterließ auch nicht Schwarzbrot und ein paar frischgebackene Semmeln hinzuzulegen. Dann hing er statt des Korbes die große Laterne, die vom Abend vorher noch da war, an seinen Arm, und empfahl sich mit einem halb spöttischen: „votre serviteur.“

Lewin war froh wieder allein zu sein, rückte den Stuhl an das Fenster und nahm sein Frühstück. Es schmeckte leidlich, und als er damit geendigt, lehnte er sich zurück und sah, aufstehend und neu belebt, in den glühenden Sonnenball, der eben die vor ihm liegende Göttriger Kirchturmspitze vergoldete.

„Nun will ich lesen.“ Und damit nahm er die Bibel und schlug auf: „Prophet Daniel!“ Ein Lächeln überflog seine Züge, und er sagte vor sich hin: „Nein, nicht Daniel. Jeder in meiner Lage bildet sich ein, in der Löwengrube zu sein. Nicht Daniel; es ist ribidial.“ Und er blätterte weiter, bis er an die Makabäer, und dann wieder zurück bis er an das Buch der Richter kam. „Ja, das ist ein hübsches Buch; frisch, muthig, das soll mich aufrichten!“ Und er begann zu lesen.

Aber seine Lektüre war noch nicht weit gediehen, als er ein Stapsen und Rauspern hörte, und sich aufrichtend Hoppenmarienen erkannte, die hart am Rande von Bastion Brandenburg entlang kam. Keine zwölf Schritt von ihm entfernt. Sie sah jetzt hinauf, hob den Stock mit ihrer Linken, und warf im selben Augenblick ein Knäuel, das sie rasch aus dem Brusttuch hervorgeholt hatte, in sein Fenster hinein. Zugleich mit dem Knäuel fielen ein paar Scheibensplitter vor ihm nieder, und ehe er noch Zeit hatte, sich von seiner Ueberraschung zu erholen, war die Alte schon wieder fort. Er sah ihr nach und bemerkte jetzt, daß sie mit einem weiter abwärts stehenden Wachtposten ein Gespräch begonnen hatte, natürlich in Zeichensprache. Sie bot ihm aus ihrer Flasche, und als andere, von den nächsten Schilderhäusern her, herzukamen, gab es Kapriolen und schallendes Gelächter, bis sie schließlich mit ihrem Stock salutirte und um den Schloßflügel herum wieder auf die Stadt zuschritt. Jetzt erst nahm Lewin das Knäuel auf. Es war nicht groß, wog aber schwer, und mußte mithin noch einen Inhalt haben. Er spaltete zunächst von einem der in der Bettlade liegenden Bretter einen Span ab, und begann nun die nur stricknadelvide aber sehr feste Hanfleine vorsichtig abzuwickeln, ersichtlich zu dem Zweck, daß er, wenn er überrascht würde, beide Knäuel, das alte und das neue, mit Leichtigkeit verbergen könne. Und jetzt war er fertig und hielt sorglich einen unmaßlichen flachen Stein in Händen, an dessen fester Lederöse das eine Hanfleinende befestigt war. In derselben Lederöse steckte aber auch ein zusammengerollter Papierstreifen. Diesen rollte er jetzt auseinander und las: „Wir's Schlag zwölf (Ablosung ist erst um eins) dieses Knäuel über das Bastion; halte den Faden fest und Sorge, daß er abläuft. Wenn er sich strafft, ziehe die Strickleine hinauf. Dann laß Dich hinab. Schlammsten Falles springe! Unten tiefer Schnee — und wir.“

Lewin verbarg das Zettelchen; es zerreißen, das konnte er nicht, denn er fühlte, daß er es wieder und immer wieder lesen werde. Dann aber sank er, wo er stand, in die Knie und dankte Gott für die Rettung seines Lebens. Denn er zweifelte nicht mehr, daß er gerettet werden würde, und war fest entschlossen, wenn alles andere scheiterte, den Sprung von der Bastion aus zu wagen. Sprang er fehl, so starb er wenigstens in den Händen der Seinen, und der Armeündergang jammt dem Trommelwirbel und den verbundenen Augen blieben ihm erspart. Und vor diesem Apparat erschraf er am meisten. „Der Tod ist erträglich, aber die Exekution ist unerträglich.“ Das bloße Wort widerte ihn an, und alles, was roh und häßlich ist, stieg bei dem bloßen Klange desselben in einer Reihe fragenhafter Jahrmarktssilder vor ihm auf.

Und diesem Widerwärtigen, was auch kommen mochte, war er nun entronnen. Aber freilich, als der erste Jubel seines Herzens vorüber war, fühlte er bald, daß er nur die Tyrannen gewechselt habe, und daß das Horchen auf die Rettungsstunde fast so qualvoll sei, wie das Horchen auf den Tod. Er durchmaß den engen Raum immer wieder, öffnete und schloß das Fenster und überflog den Zettel, dessen Inhalt er längst auswendig wußte, zum zehnten und dann zum hundertsten Mal. Der Chasseur brachte wieder das Mittagessen; aber er bat ihn, alles wieder mit fortzunehmen; ihn verlangte nur nach Luft und Frische, und wahrnehmend, daß vom Dache her lange Eiszapfen bis dicht an sein Fenster niederhingen, brach er ein paar davon ab und labte sich an ihrer Kühle. Dann las er wieder und prüfte das Knäuel, und berechnete die Höhe des Bastions. Und das letzte war immer, daß es nichts sei, und daß jeder Sprung aus einer zweiten Etage viel, viel mehr bedeute. Und unten zehn Fuß Schnee! Es mußte glücken, und er vergaß unter diesen Vorstellungen fast, daß ihm der Sprung überhaupt nur als Nothbehelf und letztes Mittel dienen sollte.

Und nun war Mittag, und endlich auch der Nachmittag da. Die Sonne ging unter, das Abendroth erbläute, und der Tag schwand hin. Nur noch sechs Stunden, bald nur noch fünf. Er zählte die Minuten.

Um sieben Uhr kam der alte Kastellan. „Zunkerchen, sie sitzen jetzt am grünen Tisch; der alte General ist auch da, ein „bon garçon“, wie der Tagedieb sagt, den sie mir als Kalfakter zugelegt haben.“

„Also Kriegsgericht über mich?“

„Ja, Zunkerchen. Ich habe den großen Saal heizen müssen. Das ist der mit dem Balken, wo Markgraf Hans über dem Kamin hängt, lebensgroß mit gelblederten Stiefeln, und Sporen so lang wie meine Hand. Der wird sich wundern.“

„Ich glaub's.“

„Und wenn der junge Herr noch einen Brief schreiben wollen, oder eine Bestellung an den Papa...“

„Steht es so, Kastellan?“

„Ich sage nicht, daß es so steht; aber es kann so stehen. Ein Kriegsgericht ist ein Kriegsgericht, und es hängt allewege an einem seidenen Faden. Ach, Zunkerchen, unser Bestes ist schon immer: gefattet sein.“

„Das ist es,“ sagte Lewin mechanisch, während sich seine Seele, der ihre Furcht noch einmal wiederkehrte, mit doppelter Gewalt an das Leben klammerte. Aber der Alte sah es nicht; er nahm den Deckelforb, den der Chasseur zurückgelassen hatte, bot eine „Gute Nacht!“ und ließ seinen Gefangenen allein.

„Sie sitzen also jetzt oben,“ sagte Dieser, „und Markgraf Hans mag dreinschauen wie er will, er wird mich vor ihrem Todeswort nicht retten. Es ist mir, als sprächen sie es jetzt. Und ich fühle den Stich hier im Herzen. Aber ich will leben; Gott erbarme Dich meiner und sei mit deiner Gnade über mir. Laß ihr Wort zu Schanden werden.“ Und er faltete die Hände wieder und preßte seine heiße Stirn an die Scheiben.

Die Sterne zogen herauf, und er suchte die Bilder zusammen, so viel er deren kannte. Aber im Gewölk verschwanden sie wieder. „Die Stunde rinnt auch durch den längsten Tag.“ Und nun endlich schlug es elf.

„Noch eine Stunde,“ murmelte er vor sich hin, „und diese Dual hat ein Ende! So oder so.“ (Fortsetzung folgt.)

Bücherkhan. LXIII.

Das Mädchen von Byzanz. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Heinrich Kruse. Leipzig. Verlag von S. Hirzel.

Als wir kaum vor Jahresfrist das Trauerspiel Marino Faliero, das sechste in der Reihe der Kruseschen Tragödien, in diesem Blatte anzeigten, durften wir nicht erwarten, daß des Dichters reger und fruchtbarer Geist unser Urtheil sobald schon wieder beschäftigen werde. In der That ist es schon psychologisch merkwürdig, daß ein Mann, der sich während der kräftigsten Lebensjahre in ganz anderen Gebieten bewegt hat, am Abend seines Lebens, wo die schaffenden Kräfte, zumal die dichterisch schaffenden, in der Regel erlahmen, sich zu einer Reihe von Produktionen aufrafft, die sich jedenfalls über das Niveau des Gewöhnlichen weit erheben. Es sind durchaus historische Stücke, an denen Kruse seine poetische Kraft erprobt, und es zeigt von vornherein, wie weit der Horizont seiner Bildung und seiner Geistesinteressen ist, daß er seine Stoffe aus beiden Welten, der antiken und der modernen nimmt. Die beiden Vorzüge, die schon die früheren Leistungen werthvoll machten, kehren bei der vorliegenden wieder: die taktvolle Wahl des Stoffes und die gründliche und feine Vahmenteschau. Denn schon die richtige Stellung der Vorfrage, ob ein geschichtlicher Stoff dramatisch wirklich lebensfähig, in Konflikt und Lösung tragisch verwerdlich ist, zeigt den wahren Dichter. Nicht jeder, der da sucht, findet in dem weiten Gebiet der Geschichte, sondern nur, wer mit eingeborenem poetischen Sinne sucht. Aber dem glücklichen Finder muß sofort die Gabe zur Hand gehen, den Rohstoff durch freie Erfindung, durch Zuthun und Abziehen dem letzten poetischen Zweck völlig dienbar zu machen. Denn die Geschichte, d. i. die Wirklichkeit liefert die Schätze nie in der Gestalt, daß sie nur einfach gehoben zu werden brauchen.

So liegt die Sache auch in unserem Fall. Es ist die Geschichte von dem tragischen Ausgange des Spartanerkönigs Pausanias, den das Stück behandelt. Seine Hauptquellen sind der Geschichtsschreiber Thukydides und Plutarch im Leben des Kimon (S. 6). Der erstere erzählt, wie der König von dem eroberten Byzanz aus verrätherische Unterhandlungen mit dem Perseerkönig anknüpfte, um mit dessen Hilfe Griechenland zu unterjochen. Der Briefwechsel zwischen Kerges und Pausanias wird mitgetheilt und erzählt, wie der Verräther durch perfide Tracht und unerträglichen Hochmuth gegen seine Landsleute die Wanklung seiner Gesinnung fund gegeben habe. Dann wird seine Abberufung nach Sparta und seine Ausbürgerung dort im Tempel der Athene Chalkioikos berichtet. Plutarch webt diesem allgemeinen Hergang als Gerüst einen persönlichen Zug ein. Der König habe, von niedriger Liebe zu einem vornehmen Mädchen Kleonite entbrannt, das Opfer seiner Lust zu sich rufen lassen. Die Jungfrau, in das dunkle Zimmer eintretend, wo der König schon schlafend lag, warf aus Versehen einen Leuchter um. Erschrocken aufstehend stieß Pausanias das Mädchen, in dem Wahne, er sei von einem Feinde überfallen, mit dem Dolche nieder. Der Schatten der Ermordeten schreckte allmächtig den Mörder, bis endlich das Todtenorakel zu Herakleia, an das sich der Geängstigte wandte, die Seele der Kleonite rief und ihr die Jugsage ablockte, er werde bald nach seiner Heimkehr nach Sparta dieser Lual ledig werden. So der Bericht der Geschichtsschreiber. Alle Hauptzüge der Liebeslieferung behält der Dichter bei. Neu hinzugeschaffen ist vor allem der junge Chares, Vertrauter des Pausanias und seiner ehrgeizigen Pläne, verlobt, ohne daß es sein Väter weiß, mit der Jungfrau, die sich dieser als Opfer anerkennen hat. Die Katastrophe, die Ermordung des Mädchens, bei deren reichen Eltern der König zur Herberge war, erfolgt in Abwesenheit des Verlobten, den Pausanias als Unterhändler an den Perseerkönig geschickt hatte. Die Verwidelung und Entwidelung folgen in raschem, sicheren Tempo. Die Exposition des ersten Aktes, die Basis des Ganzen, führt uns über die Stimmung im Griechenthum auf; Sparta und Athen, Pausanias und Aristides sind die Gegensätze; die Nichtspartaner finden an dem gerechten Athener Hort und Rückhalt gegen den hochfahrenden Oberführer. Der zweite Akt schließt den Bund zwischen Chares und Kleonite, und enthüllt des Königs verrätherische Gedanken. In den dritten Aufzug fällt die Katastrophe, des Mädchens Tod. Chares kehrt im vierten von seiner Reise zurück, rechtzeitig, um der Braut die letzte Ehre zu erweisen. Er stürzt auf Mache, die er nicht direkt, wie er zuerst wollte, sondern durch Enthüllung der verrätherischen Pläne des Königs erreicht, den zwei Ephyoren nach Sparta zurückrufen. Der letzte Aufzug führt uns nach dieser Stadt vor den Tempel der Pallas; Pausanias geht unter, nachdem er die wahre Absicht seines Tragens enthüllt und dadurch seine strenge Mutter Althea verächtet hat. Er erklärt sich frei von Vaterlandsverrath. Nun und nimmermehr habe er dem Perseerkönig Griechenland in die Hand spielen wollen.

Für Kerges Aien, für Pausanias
Europa! Anders hab' ich nie gedacht.
Dein Sohn hat mit dem Sohne des Darins
Und der Atossa, schwör' ich heilig dir,
Als Gleicher mit dem Gleichen nur verhandelt!

Wir sehen, der Dichter erzieht sich erst seinen Felsen, indem er ihn der Verächtlichkeit enthebt, zu einer wirklich tragischen Gestalt. Pausanias fällt im Kampfe für eine titanische unmögliche Idee. Aber zwei Fäden sind es, die das Netz weben, in dem er sich fängt und verstrickt.

Neben dem politischen der rein persönlichen, der verjuchte Frevel an dem unschuldigen Mädchen, der erst durch den Untergang des Frevels gesühnt wird. Diese Lösung ist mit ungemeinem Geschick behandelt. Ueberhaupt verdient das Ganze durch den Adel der Form, Feinheit der Charakteristik, die überall das Menschliche durch das Geschichtliche durchscheinen läßt, und durch die warme Entschiedenheit, womit der Dichter die poetische Gerechtigkeit handhabt, unsere volle Anerkennung und Sympathie.

D. S.

Ein neuer Berg Sinai.

Man weiß, daß die Gelehrten darüber streiten, ob der Serbal auf der Sinaihalbinsel — wie Lepsius und Ebers annehmen — oder der Dschebel Musa, den die Tradition bezeichnet, der eigentliche Sinai der heiligen Schrift ist. Beide Berge liegen nicht weit von einander und für beide lassen sich gewichtige Gründe anführen. Jetzt erscheint aber in England ein Buch, welches von allen beiden nichts wissen will und einen dritten Berg in Arabien als den einzig echten und wahren Sinai hinstellt.

Dr. Bese, der Autor dieses Buches, der durch zahlreiche Reisen in Afrika sich einen Namen erworben hat, stellte bereits vor 44 Jahren die wunderbare Theorie auf, das Land der Knechtschaft der Kinder Israel sei nicht das heutige Aegypten gewesen, sondern ein besonderes Königreich im Osten des Jthmus von Suez, von wo es sich bis zum Lande der Philister ausgedehnt habe. Im Laufe der Zeit verlor dieses Königreich seine Selbstständigkeit und wurde von den Aegyptern unterjocht. Danach war das Meer, durch welches die Juden bei ihrem Auszuge aus Aegyptenland zogen, auch nicht der Golf von Suez, wie allgemein angenommen wird, sondern der weiter östlich liegende Golf von Akaba. Diese Ansichten, welche uns natürlich vollkommen falsch erscheinen, verfocht Dr. Bese, der vor kurzem als Siebziger starb, bis an sein Lebensende; eine natürliche Folge derselben war, daß er den Berg Sinai nun im Nordosten des Golfs von Akaba ansuchte. Dort mußte er liegen, und der hochbetagte Greis machte sich 1874 mit seiner Gattin auf, um sich an Ort und Stelle von der Wahrheit seiner Ansicht zu überzeugen. Er gelangte also mit einem Dampfer nach Akaba, von wo aus er ein paar Meilen ins Innere vordrang. Da lag vor ihm ein schöngeformter vulkanischer Berg: der Dschebel Wahgir, den ein alter Beduinenhauptling als „Berg des Lichtes“ bezeichnete. An seinem Fuße stand eine kleine Moschee, und auf dem Gipfel brachte man Opfer dar. Alles Grund genug für Dr. Bese, im Dschebel Wahgir den einzig echten und wahren Berg Sinai zu erkennen. Sofort machte er nun kehrt, ging nach London zurück und begann sein Buch zu schreiben. Er hat die Vollenbung desselben nicht mehr erlebt, und seine Wittve hat dasselbe prächtig ausgestattet herausgegeben. Bese ist in dem festen Glauben gestorben, den Sinai entdeckt zu haben. „Eine innere Stimme“, schreibt er, „sagt mir, daß ich recht habe und daß alles zusammenwirkt, mein Werk zum Guten zu führen. Ich fühle, daß ich für den Allmächtigen arbeite und daß Er mich nicht verlassen wird, während ich ihm diene.“ Es ist schade, daß der tüchtige Mann auf Abwege gerieth; vom besten Willen war er befeelt.

Das Original unseres Kaiserporträts.

welches wir seiner Zeit unseren Lesern als Beilage überreichten, ist die im Verlage von Franz Hanfstaengl in München erschienene lebensgroße Photographie, von der unser Holzschnitt eine genaue Nachbildung war. Wir erlauben nur eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn wir diese Photographie als ein beachtenswerthes Kunstwerk empfehlen.

D. H.

Griechenken.

R. W. in Giberfeld. **Zb.** in Verastafel. Die neuen akustischen Apparate des Amerikaner Wilson sind zur Zeit nicht in Gander zu haben, da der Erfinder, als alleiniger Patentinhaber, noch an der Vervollkommnung derselben arbeitet, um ihnen den bis jetzt noch fehlenden Grad der Brauchbarkeit zu versehen, denen sie für die Praxis bedürfen. In Betreff des Megaphons, welches selbst Schwerhörigen das leichte Gehör aus einer Entfernung von beinahe hundert Schritt vernehmlich machen soll, wurde von gleichzeitigen Versuchsrichtern noch nichts gemeldet, so daß wir darüber vorläufig für das Probat aus der Feder eines qualitätsreichen Dantes-Memoriers halten müssen, das indig von einer Stellung in die andere flattert. Sollte jedoch Wahres an der Sache sein, werden wir Ihnen die näheren Details mittheilen, so weit sie uns zugänglich sind. — **Rr.** v. **W.** in **V.** Aus der neuesten Auflage der Barthelemy literaturgeschichtlichen und nicht gemeldet, so daß wir darüber vorläufig für das Probat aus der Feder eines qualitätsreichen Dantes-Memoriers halten müssen, das indig von einer Stellung in die andere flattert. Sollte jedoch Wahres an der Sache sein, werden wir Ihnen die näheren Details mittheilen, so weit sie uns zugänglich sind. — **Rr.** v. **W.** in **V.** Aus der neuesten Auflage der Barthelemy literaturgeschichtlichen und nicht gemeldet, so daß wir darüber vorläufig für das Probat aus der Feder eines qualitätsreichen Dantes-Memoriers halten müssen, das indig von einer Stellung in die andere flattert. Sollte jedoch Wahres an der Sache sein, werden wir Ihnen die näheren Details mittheilen, so weit sie uns zugänglich sind.

Inhalt: Im Schatten erblickt. (Fortsetzung.) Von Germanis. — Die Central-Kadettenanstalt zu Lichersfelde. Von W. v. Dänheim. Mit einer für das Daheim gezeichneten Abbildung von D. Straßberger. — Aus der Welt des Wassertröpfens. Naturwissenschaftliche Plauderei von Julius Stinde. — Ein Besuch in den Solingener Steinbrüchen. Von Richard Andree. — Vor dem Sturm. (Fortsetzung.) Roman von Theodor Fontane. — Sebansetzung. In dem Bilde von Ernst Boich. — Am Familientische: Bücherkhan. LXIII. — Ein neuer Sinai. — Das Original unseres Kaiserporträts.

Veranstalter: Dr. Robert Henig und Theodor Hermann Pantenius in Leipzig. Für die Redaktion verantwortlich Otto Kasting in Leipzig. Verlag der Dohm-Expedition (Schlaggen & Kasting) in Leipzig. Druck von P. S. Teubner in Leipzig.

Daheim-Beilage zu No. 48. 1878.

Unsere Wahlkarte.

Erläuternde Bemerkungen von E. Haffe.

Seit Bestehen des Norddeutschen Bundes und des deutschen Reiches ist der Reichstag zum ersten Male durch die vom Kronprinzen des deutschen Reiches gezeichnete Verordnung vom 11. Juni 1878 aufgelöst worden. Der Grund für die Auflösung war die Ablehnung des nach dem föderalistischen Attentat (11. Mai), dem Reichstage vorgelegten Gesetzesentwurfes gegen die Socialdemokratie, die Veranlassung dagegen die Wiederholung des Attentats durch Nobilitung am 2. Juni. Die Absicht der Reichsregierung bei der Auflösung war einerseits die mögliche Entfernung der socialdemokratischen Abgeordneten aus dem Reichstage, andererseits die mögliche Schwächung derjenigen Parteien, an deren Widerstand die Annahme jenes Socialistengesetzes geknüpft war, also der Liberalen. Da nach Artikel 25 der Reichsverfassung „im Falle der Auflösung des Reichstages innerhalb eines Zeitraumes von 60 Tagen nach derselben die Wähler und innerhalb eines Zeitraumes von 90 Tagen nach der Auflösung der Reichstag versammelt werden müssen“ wurden die Wahlen für den 30. Juli und ist der Zusammentritt des Reichstages für den 9. September angesetzt.

Wenn man den Ausfall der soeben beendeten Wahlen und Stichwahlen kennen lernen will, so kann man wohl sagen, daß derselbe nach allen Seiten Enttäuschungen gebracht hat und zwar Enttäuschungen deshalb, weil der durch diese Wahlen geschaffene Reichstag in seiner Parteienzusammensetzung nur wenig sich von dem aufgelösten unterscheiden wird. Der bessere Theil des ganzen deutschen Volkes fühlt sich in der Hoffnung enttäuscht, die hochwichtigen Attentate auf das Leben des geliebten Kaisers, welche unbefritten ein Ergebnis socialdemokratischer Verhetzung und Verblüdung sind, würden doch den Segen haben, die Augen derjenigen zu öffnen, von denen man glaubte, sie hätten nur mit halbem Verstand der Socialdemokratie angehört. Die Zahlen der für die Socialdemokraten abgegebenen Stimmen zeigen aber, daß die Irrlehren der Revolution bereits zu tiefe Wurzeln in unserem Volke geschlagen haben, daß selbst die erschütternden Ereignisse keine Umkehr mehr bewirken können und daß zum mindesten der Terrorismus der sogenannten Volksbefürder ein noch ungebrochener ist. Im Königreich Sachsen wurden für socialdemokratische Abgeordnete: 1874: 90900; 1877: 124579 und 1878: 132805 Stimmen abgegeben, in der Stadt Berlin 1877: 81522 und 1878: 55854 Stimmen. In anderen Gegenden Deutschlands ist die Zahl der socialdemokratischen Stimmen allerdings etwas zurückgegangen, so in Schleswig-Holstein von 40000 im J. 1877 auf 25000 am 9. Juli 1878. Jedenfalls ist aber die Stimmenzahl der Socialdemokratie in ganz Deutschland seit 1877 nur wenig zurückgegangen, trotzdem die Agitation dieser Partei nur in 29 Kreisen eine sogenannte officielle war. Die Hauptstütze der Socialdemokratie sind die folgenden mit beigefügter Prozentzahl der am 30. Juli für Socialdemokraten abgegebenen Stimmen: Glauchau 57, Stollberg 53, Berlin IV. 50, Danburg II. 49, Reichenbach i. Sachsen 49, Dresden r. 48, Dresden l. 47, Altona 47, Juidau 47, Leipzig-Land 46, Hamburg I. 45, Döben 44, Nürnberg 43, Freiberg 42, Neuh. a. L. 42, Chemnitz 42, Wittweida 41, Elberfeld-Barmen 41, Berlin VI. 40. Die bei den Stichwahlen für Socialdemokraten abgegebenen Stimmen können selbstverständlich nicht als socialdemokratische angesehen werden.

Aber noch eine fernere Enttäuschung haben alle reichstreuen Gesinnten erlitten. Die erhoffte Einigkeit aller Ordnungsparteien im Kampfe mit der Socialdemokratie ist ein schöner Traum gewesen. Wenn auch die Ordnungsparteien sich zu regerer Wahlbetheiligung aufgefaßt haben, die überall gute Früchte gebracht und es allein ermöglicht hat, der Unkurypartei einige Siege zu entreißen, so hat man doch in den wenigsten Wahlkreisen die Selbstbeherrschung betätigt, nur einen Candidaten aufzustellen. Und was noch schlimmer ist, bei den Stichwahlen haben die unnatürlichsten Verbrüderungen zwischen den heterogensten Oppositionsparteien und die unverantwortlichen Wahlenthaltungen stattgefunden. Sie zeigen recht deutlich, wie wenig politisch geschult unser Volk noch immer ist.

Die Stichwahlen haben die geringe Freude über den theilweisen Erfolg der Wahlen vom 30. Juli vollends wieder in Trauer und Besamung verwandelt. Sie geben den diesjährigen Wahlen ihr eigentliches Gepräge, obwohl sie an Zahl hinter der vorigen Campagne zurückbleiben, da 1874: 47, 1877: 70, 1878: 67 Stichwahlen sich nöthig machten. Letztere hatten nachstehende Combinationen; die rechts beigefügten Zahlen bedeuten die Siege:

20	Nationalliberal	14	und	Conservativ (Deutsch. u. Freie)	6
6	„	1	„	Fortschritt (incl. Demokr. u. Gr. Löwe)	5
9	„	5	„	Socialdemokrat	4
6	„	3	„	Centrum	3
1	„	1	„	Role	—
2	„	—	„	Particularist	2
10	Conservativ (Deutsch. u. Freie)	2	und	Fortschritt. (incl. Dem. u. Gr. L.)	8
4	„	2	„	Socialdemokrat	2
2	„	2	„	Centrum	—
2	„	2	„	Role	—
3	Fortschritt (incl. Dem. u. Gr. Löwe)	2	und	Socialdemokrat	1
1	Socialdemokrat	—	und	Particularist	1
1	Centrum	1	„	Autonomist	—

Es hatten also z. B. Nationalliberale 29 Stichwahlen gegen Conservative zu bestehen, dabei gewonnen sie 14, die Conservative 6 Siege. Es waren demnach die Parteien an den Stichwahlen theilhaftig wie folgt, wobei die eingeschlossenen Zahlen die Siege bedeuten: Nat. 44 (24), D. Cons. 21 (8), F. Cons. 17 (6), Fortschritt u. Demokr. 17 (14), Gr. Löwe 2 (1), Sociald. 17 (7), Centrum 9 (4), Partic. 3 (3), Auton. 1 (—), Role 3 (—).

Die nachstehende Tabelle zeigt, in welcher Weise die Parteien die Wahlkreise bei der Wahl vom 30. Juli 1878 und bei den Stichwahlen gegen den Bestehenden von 1877 entweder besaßen oder ausgetauscht haben. Nächst man die Tabelle von links nach rechts, so findet man die Verluste der wagrecht

gelegten Parteien gegen die senkrecht gelegten oben; so behaupteten z. B. (siehe Tabelle erstes Feld oben links) Conservative 38 alte Plätze, gewonnen gegen Freiconservative 1 u. s. w., Nächst man sie von oben nach unten, so findet man, wie viele Wahlkreise die senkrechtsstehende von der wagrechtstehenden Partei erobert hat. Es erhebt hieraus, daß der Bestehende bei der national-liberalen Partei am heftigsten geschwankt hat. Zwar hat sie von ihren alten Wahlkreisen 88 festgehalten, wenn auch 17 davon erst in der Stichwahl, dagegen verlor sie 40 Kreise an 7 verschiedene Parteien und entfiel 17 Kreise 6 verschiedenen Parteien. Ihr Verlust beträgt demnach 29 Mandate. Am stabilsten ist der Bestehende des Centrum. Dies behauptete 95 seiner alten Kreise, gewann 4 und verlor nur 2. Weiteres ergibt die Tabelle selbst, welche in ihrer Verbindung mit den oben aufgeführten Combinationen noch interessantere Details erkennen läßt.

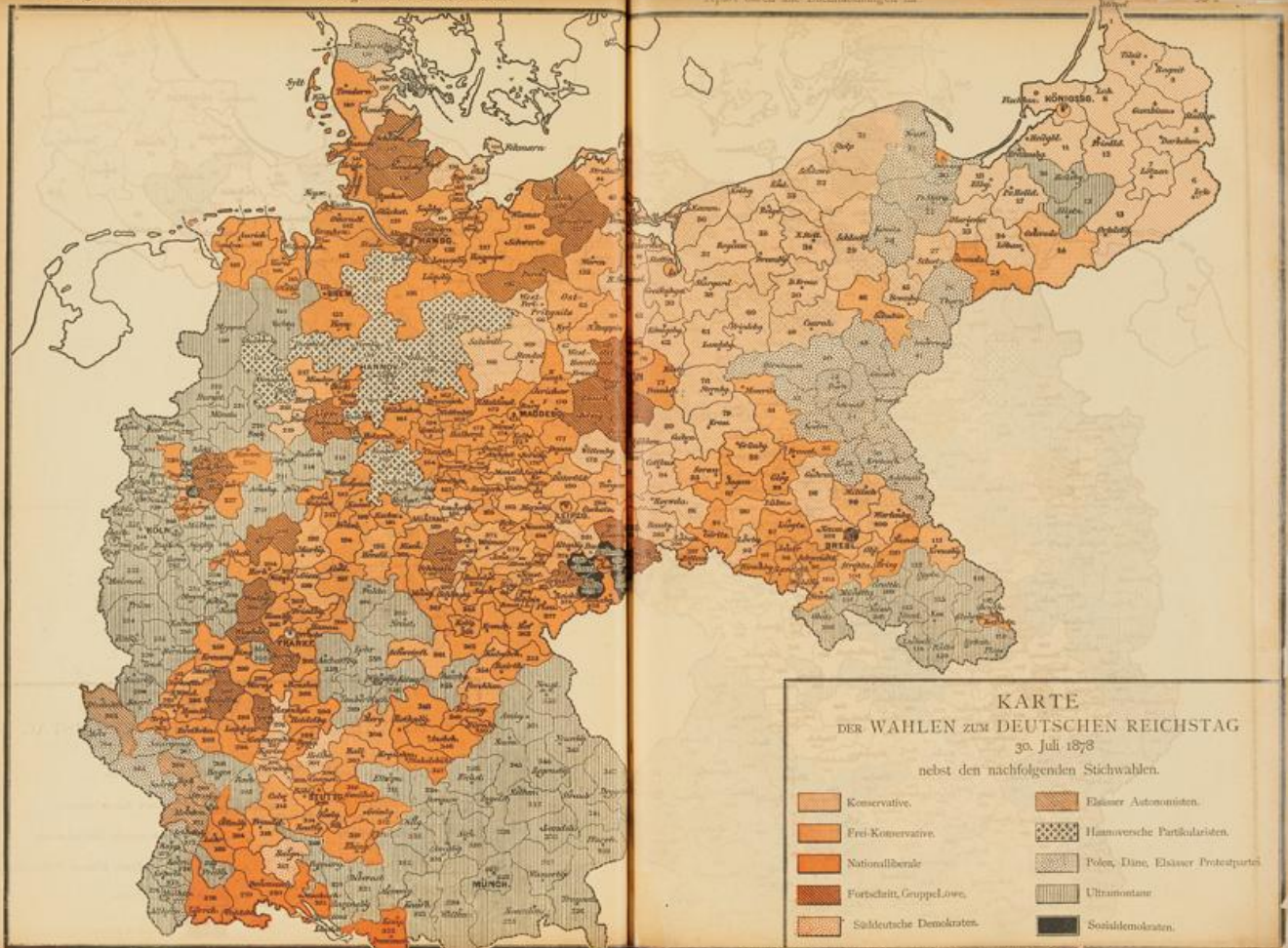
St. Ziffern = Wahl von 30. Juli.	St. Ziffern = Stichwahl.	Die Wahlkreise nach der Parteinutzung ihrer Abgeordneten 1878.											Original betr.			
		Conservativ (Deutsche Reichspart.)	Nationalliberal	Gruppe Löwe-Löwe	Fortschritt u. Südd. Demokraten	Socialdemokraten	Centrum	Hannov. Particularist	Polen	Dänen	Elb-Lothr. Autonomisten	Elb-Lothr. Protestler				
38	38	1	1													37
2	32	1														35
8	8	7	1	4	5	2										90
4	2	17	1	4	5	2										88
1	1	2	3													5
1	1	2														4
5	4	6														29
1	1	1														12
3	3	1														8
1	1	1														4
1	1	1														96
																1
																5
																1
																14
																1
																—
																4
																1
																5
																5
																6
																330
																67
																—
																—

In der nachfolgenden Tabelle haben wir noch einen Vergleich des zukünftigen Reichstages mit den früheren angestellt.

	1867	1868	1871	1874	1877	1878
Deutschnonconservative	59	62	56	22	41	50
Freiconservative (Deutsche Reichspart.)	39	34	37	33	38	50
Bundesstaatl. kons. Verein	18	21				
Einiges Centrum	27	16	29	3	—	—
Freie (lib.) Vereinigungen	14	10				
Nationallib. u. bair. Fortschritt	79	82	127	155	128	105
Gruppe Löwe	—	—	—	9	4	—
Fortschritt u. Südd. Demokraten	19	30	46	50	41	30
Socialdemokraten	2	5	2	9	12	9
Centrum (Ultramontane)	—	—	62	94	97	99
Hannov. Particularisten	—	—	8	4	6	10
Polen	13	11	13	14	14	14
Dänen	—	—	1	1	1	1
Elb-Lothr. Autonomisten	—	—	—	—	5	4
Elb-Lothr. Protestler	—	—	—	—	12	5
Fractionlos	27	26	1	—	—	—
	297	297	382	397	397	397

Das Endergebnis ist für diejenigen, welche hoffen, die beiden conservativen Parteien würden ohne die nationalliberale eine ausschlaggebende Stärke erhalten, abnormals eine Enttäuschung. Im Jahre 1877 zählten sie zusammen 79, jetzt 115 Siege. Also nur um ein wenig mehr als die noch immer größte nationalliberale Partei allein.

Die geringe Verschlebung des Bundes erspart es uns diesmal, auf die ethnographischen und geographischen Vergleichen einzugehen, welche wir bei der Besprechung der vorjährigen Karte (Tab. XIII. Jahrg. Beilage zu No. 20) anstellen, und auf welche wir diesmal zu verweisen uns gestatten.



Verzeichniß der Reichstagsabgeordneten.

(Die Zahl entspricht dem in der Karte eingetragenen Wahlkreise.)

- | | | | | |
|----------------------------|------------------------------|------------------------------|--------------------------------|--------------------------------|
| 1. Graf Kottke A. | 81. Böllmer F. | 161. Römer A. | 240. v. Kehler C. | 319. v. Schmid F. A. |
| 2. v. Schiedmann A. | 82. Derrms F. | 162. Rode A. | 241. Freih. v. Jülich C. | 320. Graf Walburg C. |
| 3. Schmalz A. | 83. Freih. v. Manteuffel A. | 163. Rungen A. | 242. Gießen C. | 321. Graf Wisingen C. |
| 4. Sars A. | 84. v. Sarsprung A. | 164. Ritt A. | 243. Rod C. | 322. Ruff A. |
| 5. v. Köhler A. | 85. Schön F. A. | 165. v. RENNIGEN A. | 244. Graf Sompsch C. | 323. Merke C. |
| 6. v. Simpson A. | 86. v. Seibewitz A. | 166. v. Alten Part. | 245. Rudolphi C. | 324. v. Müller C. |
| 7. Stauda A. | 87. Seinde A. | 167. v. Adelsheim Bart. | 246. Reuten C. | 325. Richter C. |
| 8. v. Knobloch A. | 88. Fürst Carolath F. A. | 168. v. Schenk F. A. | 247. Schenk C. | 326. Senftren C. |
| 9. v. Batodi A. | 89. Braun A. | 169. v. Überich A. | 248. Hamm C. | 327. Freih. v. Soden C. |
| 10. Steller F. A. | 90. Hall F. A. | 170. v. Bonin A. | 249. Ringens C. | 328. Wefermayer C. |
| 11. Freih. v. Zettau A. | 91. Lüders A. | 171. v. Utrich A. | 250. Bender C. | 329. Ruppert C. |
| 12. Graf zu Stolberg A. | 92. v. Puttkammer A. | 172. v. Forderbeck A. | 251. Kothann C. | 330. Freih. v. Pletten C. |
| 13. Freih. v. Wirsach A. | 93. v. Buntin A. | 173. v. Bernuth A. | 252. v. Keffeler C. | 331. Reptag C. |
| 14. Feder F. A. | 94. Gneiff A. | 174. v. Benda A. | 253. Francken C. | 332. Freih. v. Aretin C. |
| 15. Borowski C. | 95. Fürst Bieh. F. A. | 175. Trautmann A. | 254. Forcade de Biaix C. | 333. Graf Fugger C. |
| 16. Töhlmann C. | 96. Witte A. | 176. Dodelhäuser A. | 255. Deden C. | 334. Maner C. |
| 17. Blüchmann A. | 97. Werner A. | 177. v. Cunn A. | 256. v. Grand Ha. C. | 335. Stöckl C. |
| 18. v. Minigerode A. | 98. von Ravenstein A. | 178. v. Delldorf A. | 257. Freih. v. Hertling C. | 336. Freih. v. Aretin C. |
| 19. Richter A. | 99. Fürst Hapfeld F. A. | 183. v. Clauswitz F. A. | 258. v. Freitrich C. | 337. Lang C. |
| 20. Eichelski B. | 100. v. Kardorff F. A. | 180. Hilfo F. A. | 259. Rajnke C. | 338. Freih. v. Dm. C. |
| 21. v. Haffstein B. | 101. Heiders A. | 181. Boretius A. | 260. Saanen C. | 339. Arlinger C. |
| 22. Graf v. Sierafowski F. | 102. Bürger F. | 182. v. Neumann F. A. | 261. Stumm F. A. | 340. Kräger C. |
| 23. v. Rüdtenbrock A. | 103. Herzog v. Ratibor F. A. | 183. v. Helldorf F. A. | 262. Pfäfer A. | 341. Graf Freytag C. |
| 24. Graf zu Dohna A. | 104. Graf Frankenberg F. A. | 184. Graf Flemming A. | 263. Lorette Aut. | 342. Freih. v. Jasenbrädl C. |
| 25. Meier A. | 105. Friedenthal F. A. | 185. Müller A. | 264. Besanson Prot. | 343. Dapl C. |
| 26. v. Szanidi F. | 106. v. Lubwig A. | 186. Reinhardt A. | 265. Germain Prot. | 344. Brühl C. |
| 27. v. Gordon A. | 107. Graf Chamare C. | 187. Jäger A. | 266. Schneegans Aut. | 345. Triller C. |
| 28. v. Carlsmst. A. | 108. Horn C. | 188. Stredler C. | 267. Jaumes Prot. | 346. Maurer A. |
| 29. v. Hottwell A. | 109. Graf Proschma C. | 189. Friedenthal F. A. | 268. Schmitt C. | 347. v. Feder A. |
| 30. Graf zu Stolberg A. | 110. Ritzke A. | 190. Lucius F. A. | 269. North Aut. | 348. Raddi A. |
| 31. v. Zelow A. | 111. Graf Bethusy-Suc F. A. | 191. Garnier A. | 270. Kallé Prot. | 349. Marquardsen A. |
| 32. v. Puttkammer A. | 112. Graf Ballestrom C. | 192. Bähr A. | 271. Kad. Aut. | 350. Günther A. |
| 33. v. Gerlach A. | 113. Graf Stolberg C. | 193. Deller A. | 272. Deckmann Prot. | 351. Aufbaum C. |
| 34. v. Büsse A. | 114. Graf Ranhauf C. | 194. Wehrhennig A. | 273. Simonis C. | 352. Lindner C. |
| 35. Graf Meist. A. | 115. Dr. Franz C. | 195. Braun F. A. | 274. Grad C. | 353. Heutel A. |
| 36. v. Wöste A. | 116. v. Schallha C. | 196. Herrlein C. | 275. Guerber C. | 354. Fürst Hohentlohe F. A. |
| 37. v. Künge A. | 117. Richter F. A. | 197. Garcié A. | 276. Winterer C. | 355. Freih. v. Weinheim C. |
| 38. v. Schöning A. | 118. Prinz Radziwill C. | 198. v. Ende F. A. | 277. Dollfus Prot. | 356. Graf Schönborn C. |
| 39. v. der Othen A. | 119. Müller C. | 199. Freih. v. Rabenau F. A. | 278. Pflüger A. | 357. Freih. v. Ju-Mheim C. |
| 40. Delbrück F. A. | 120. Graf Saurma C. | 200. Heigel A. | 279. Kraft A. | 358. Gaud. C. |
| 41. Graf Rittberg A. | 121. v. Dewitz A. | 201. Sonnemann D. | 280. Gernig A. | 359. Freih. zu Frankenstein C. |
| 42. Freih. v. Maltzahn A. | 122. Graf Plessen F. A. | 202. Schröder A. | 281. Heilia A. | 360. Freih. v. Habermann C. |
| 43. Graf v. Behr F. A. | 123. J. Wiggers F. | 203. Klein A. | 282. v. Wänter C. | 361. Graf Lurburg F. A. |
| 44. v. Behr F. A. | 124. Baumgarten F. | 204. Thilenius A. | 283. Dreger A. | 362. v. Verdenfeld A. |
| 45. v. Schent A. | 125. Büsing A. | 205. Hüß F. | 284. Par A. | 363. v. Schaus A. |
| 46. v. Bethmann F. A. | 126. W. Wiggers F. | 206. Branning A. | 285. Vender C. | 364. Jäger A. |
| 47. v. Kuratowski F. | 127. Witte A. | 207. Schulze F. | 286. Kap. A. | 365. Laster A. |
| 48. v. Nieskowski F. | 128. Hammacher A. | 208. Lieber C. | 287. v. Marfshall A. | 366. Korfel A. |
| 49. v. Colmar A. | 129. Hüganann A. | 209. Kreutz F. | 288. Kiefer A. | 367. Rüdter A. |
| 50. Graf Willeck A. | 130. Nöring A. | 210. F. Reichensperger C. | 289. Freih. v. Bodmann C. | 368. Sommer A. |
| 51. v. Harabe F. A. | 131. Paner A. | 211. Schröder C. | 290. Blum A. | 369. Müller F. |
| 52. Weadynski F. | 132. Hoffmann A. | 212. Pöttger A. | 291. Kopfer D. | 370. Ansch A. |
| 53. Turno A. | 133. Karkien F. | 213. Freih. v. Wendt C. | 292. Groß F. | 371. v. Schwendler F. A. |
| 54. Konierowski A. | 134. Graf Holtstein A. | 214. " v. Brenken C. | 293. Jordan A. | 372. Delbrück F. A. |
| 55. Graf v. Soltowski F. | 135. Bessler A. | 215. Birken F. | 294. Polka A. | 373. Wers F. A. |
| 56. Puttkammer A. | 136. Hänel F. | 216. Wener A. | 295. Schmidt A. | 374. Hübner F. A. |
| 57. Graf Czartoriski F. | 137. Reuer F. | 217. Süss F. A. | 296. Buhl A. | 375. Streit F. |
| 58. Jagociński F. | 138. v. Pöttcher A. | 218. v. Kleit A. | 297. Jinn F. | 376. Schmedel F. A. |
| 59. Fürst Radziwill F. | 139. Krüger Däne. | 219. Marcard A. | 298. Görs A. | 377. Lentmann A. |
| 60. Brandt A. | 140. Radsch A. | 220. Freih. v. Landsberg C. | 299. Bamberger A. | 378. Holtmann A. |
| 61. Kronach A. | 141. Hall A. | 221. " v. Deereemann C. | 300. Moutang C. | 379. Liebbrucht S. |
| 62. Rebejow A. | 142. v. Bennigsen A. | 222. " v. Schottemer C. | 301. Wächner F. | 380. Waack S. |
| 63. Wedell A. | 143. Laporte A. | 223. " v. Bönninghausen | 302. Dernburg A. | 381. Frege A. |
| 64. Graf Arnim F. A. | 144. Moske A. | 224. Löwe F. | 303. Martin A. | 382. Frege F. A. |
| 65. v. Gedenitz F. A. | 145. Venz A. | 225. Berger F. | 304. Fürst Hohentlohe F. A. | 383. Steinhilf A. |
| 66. Jagow A. | 146. Kogemann A. | 226. v. Bodum-Doffs A. | 305. v. Wähler F. A. | 384. Günther F. A. |
| 67. v. Bredow A. | 147. Peterien A. | 227. Schlexer A. | 306. Freih. v. Barndaler F. A. | 385. Schaffrath F. |
| 68. Ballhahn F. | 148. ten Doornlaar A. | 228. Richter F. | 307. Harle D. | 386. Bahleisch C. |
| 69. Wendel F. | 149. v. Galen C. | 229. Stöbel C. | 308. v. Knapp F. A. | 387. Popel A. |
| 70. v. Bethmann F. A. | 150. Bindhorst C. | 230. v. Schulle A. | 309. v. Solder A. | 388. Diemer S. |
| 71. Gmel F. | 151. v. Müller Part. | 231. Gütterling C. | 310. Römer A. | 389. Mayer S. |
| 72. v. Souden F. | 152. v. Arnswald Part. | 232. Berger C. | 311. Leonhard C. | 390. Ackermann A. |
| 73. Frische S. | 153. Stogemann A. | 233. Wasserott C. | 312. v. Neim F. A. | 391. Richter F. A. |
| 74. Simmermann F. | 154. Nieper Part. | 234. F. Reichensperger C. | 313. v. Werner F. A. | 392. Bebel S. |
| 75. Alsh F. | 155. Graf Grote Part. | 235. Bernards C. | 314. v. Gsch F. A. | 393. v. Schwartze F. A. |
| 76. Strauß A. | 156. v. Neben A. | 236. Bonin F. A. | 315. Schlin F. A. | 394. Gotoldt F. |
| 77. v. Balow A. | 157. Graf Bernstorff Part. | 237. Hoffmann S. | 316. v. Dm F. A. | 395. Reich A. |
| 78. Hübner A. | 158. Freih. v. Palfett Part. | 238. Melbeck A. | 317. Schwarz D. | 396. Grünner A. |
| 79. Puttkammer A. | 159. Brück Part. | 239. v. Dalwigl C. | 318. Raier C. | 397. Kempf A. |
| | 160. v. Venhr. Part. | | | |

R. = Konservativer; F. A. = Freikonservativer; N. = National-liberaler; F. = Fortschrittler; D. = Demokrat; Aut. = Autonomist; Part. = Parteilicher; P. = Pole; Prot. = Protestler; C. = Centrum; S. = Social-Demokrat.